

Besprechungen

Esskultur und kulturelle Identität. Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa. Hrsg. von Heinke M. Kalinke, Klaus Roth und Tobias Weger. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 40.) Oldenbourg. München 2010. 255 S. ISBN 978-3-486-59233-7. (€ 29,80.)

Der vorliegende Band dokumentiert die Beiträge einer Oldenburger Tagung aus dem Jahr 2008. Konzipiert und durchgeführt wurde sie vom Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa gemeinsam mit der Fachkommission Volkskunde des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates. Die Tagung hat sich dem Thema Nahrungsforschung besonders aus volkskundlicher bzw. ethnologischer Sicht genähert und durch die Einbeziehung benachbarter Disziplinen wie Geschichte oder Literatur- und Sprachwissenschaften den Blick auf ein kulturelles Phänomen geweitet, das sich aus einem menschlichen Grundbedürfnis „speist“. Wichtig ist den Hrsgn. des Bandes der Bezug zu Ostmittel- und Südosteuropa. Einführend stellt Heike Müns Essgewohnheiten als Zeichen kultureller Identität vor, beginnend mit dem Beispiel eines Oldenburger Grünkohlgerichtes. Klaus Roth beschreibt den Forschungsstand zu volkskundlicher Nahrungsforschung im östlichen Europa und erläutert die Entwicklungen der Nahrungsbeschaffung, Nahrungszubereitung und Verzehrsgewohnheiten in den Perioden vor, während und nach dem Sozialismus.

Die Beiträge lassen sich im Wesentlichen vier übergeordneten Themenbereichen zuordnen, welche auch die Tagung strukturierten¹, allerdings in der inhaltlichen Reihung der Publikation nicht abgebildet werden. Der „Historischen Nahrungsforschung“ widmet sich der Text von Dorothee Herbert. Sie untersucht die Versorgungssituation auf der Thorer Deutschordensburg Ende des 14. bis Mitte des 15. Jh.s und beleuchtet die Menge, Vielfalt und Vorratshaltung sowie die sozialen Zuordnungen (Herrenspeiseschmalz, Konventsbeer, Knechte- und Gesindekäse) der Speisen.

Zum Themenbereich „Essbare Landschaften / Die Ethnisierung der Nahrung“ stellen Elisabeth Fendl und Jana Nosková die böhmische Küche vor. Sie zeigen, ausgehend vom ersten Kochbuch 1826, die Entwicklung zu einer tschechischen Nationalküche. Eng verbunden ist die böhmische Küche auch mit dem Bild der böhmischen Köchin, einem Typus, der aus der Rekrutierung von Dienstmägden und Hauspersonal aus Böhmen und Mähren Ende des 19. Jh.s nach Wien resultierte. Wie die Vorstellung von Essen als nationalen Speisen auch heute noch gelenkt wird, macht ein Blick in Reiseführer deutlich.

Im Rahmen des Schwerpunktes „Essen und Trinken in Sprache, Literatur und Medien“ referiert Anselm Weyer über Identitätskonstruktionen am Beispiel von „Kutteln und Wein“. Sein Text belegt mit zahlreichen Zitaten das reale Kochen, Essen und Trinken sowie die literarische Auseinandersetzung der Schriftsteller Günter Grass und Robert Gernhardt mit den kulinarischen Möglichkeiten in Deutschland.

Der vierte Themenblock der Tagung war mit „Wandel durch historische Veränderungen: Krisenzeiten, Arbeitsmigration, Globalisierung, Postsozialismus“ betitelt. In ihrem Aufsatz zeigen Marta Augustynek und Gunther Hirschfelder Wechselwirkungen von Esskultur und Integrationsmechanismen am Beispiel von zwei Studien mit Migrantengruppen aus Polen und Moldawien. Sie können nachweisen, dass ein Zusammenhang zwischen der Adaption von Nahrungsgewohnheiten der Aufnahmegesellschaft (in diesem Fall

¹ Das Tagungsprogramm ist einsehbar unter <http://www.bkge.de/download/EthnologischeNahrungsforschungEsskulturUndKulturelleIdentitaet.pdf> (eingesehen am 10.08.2011).

Deutschlands) und dem Stand der Akkulturation der Migranten besteht. In den geschilderten Fällen ist dies auch davon abhängig, ob ein dauerhaftes Leben oder aber ein zeitweiliger Arbeitsaufenthalt im Aufnahmeland intendiert ist.

Der Tagungsband bietet einen gut lesbaren und ansprechenden Überblick zu aktuellen Feldern volkskundlicher Nahrungsforschung in einigen südost- und ostmitteleuropäischen Ländern. Er erweitert damit die bisherige Forschung zu Europa², die meist den Norden und Westen des Kontinents untersuchte. Neu ist hierbei insbesondere die Zeit des Sozialismus in Ostmitteleuropa und der Wandel nach 1989; ein Forschungsfeld, das sowohl für die deutsche Volkskunde als auch für Forscher aus den jeweiligen Ländern von steigendem Interesse ist.

Marburg

Antje Coburger

² In der Festschrift Kulturhistorische Nahrungsforschung in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 80. Geburtstag, hrsg. von RUTH-ELISABETH MOHRMANN, Bonn 2008 (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 53), beleuchten die Beiträge hauptsächlich Nordwestdeutschland und das nordwestliche Europa.

Oliver Auge: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit. (Mittelalter-Forschungen, Bd. 28.) Thorbecke. Stuttgart 2009. XIV, 543 S. ISBN 978-3-7995-4279-1. (€ 79,-)

In der Einleitung seiner Greifswalder Habilitationsschrift aus dem Jahre 2008 skizziert Oliver Auge seinen Forschungsgegenstand und seine methodologische Vorgehensweise. Er betont in Anlehnung an Peter Moraw die Zweckmäßigkeit der Sozialgeschichte, will aber in seiner eigenen Arbeit einen *political return* vornehmen, d.h. kulturelle und politisch-verfassungsgeschichtliche Fragestellungen gegenüberstellen bzw. miteinander verflechten. Er unterstellt den spätmittelalterlichen Territorialherren eine allenfalls „gezielte Reaktion“ auf bestimmte Ereignisse – jedenfalls wird jegliche übergreifende Konzeption bestritten (S. 7). Da A. in den Handlungsspielräumen der Fürsten eine Möglichkeit sieht, auf von außen herangetragene Herausforderungen einzugehen, betrachtet er diese über einen längeren Zeitraum und auch aus einer vergleichenden Perspektive. Nur auf diese Weise lässt sich, hier ist dem Autor zuzustimmen, das ganze Instrumentarium an Möglichkeiten aufzeigen. Vier südliche Ostseefürstentümer (Mecklenburg, Werle-Wenden, Pommern und Rügen) über den Zeitraum vom 12. bis zum 16. Jh. liefern den materiellen Unterbau. A. betont, dass gerade diesen Fürstentümern bislang eine schwache politische Stellung auf Reichsebene bescheinigt worden sei, eben gerade weil es kaum Arbeiten mit übergreifender Perspektive gebe. Diese Lücke will der Vf. mit seiner Arbeit nun schließen. Er geht dabei systematisch-analytisch vor, indem er einleitend fünf Punkte nennt, die gleichzeitig als Kapitelgliederung dienen: 1) den geografischen Raum und die Implikationen, die sich damit für die jeweilige Dynastie verbanden; 2) die finanziell-wirtschaftlichen Grundlagen; 3) die dynastische und familiäre Ordnung; 4) die verfassungsrechtliche Stellung des Fürsten auf Reichsebene in Bezug auf seine Handlungsspielräume; 5) das fürstliche Rangbewusstsein und die dynastische Repräsentation.

Das erste und zugleich auch bei weitem umfassendste Kapitel befasst sich mit der auswärtigen und inneren Politik der Fürsten, wobei A. für die auswärtige Politik Lehnverhältnisse und Bündnisverträge, für die innere Politik die Vorstellung der innenpolitischen Opponenten bzw. Partner (Adel, Kirche, Hanse- und Landstädte) im Verhältnis zu den Fürsten betrachtet. Für die auswärtige Politik analysiert der Vf. 300 Bündnisverträge, die im Anhang als Tabelle aufgeschlüsselt und auch in ihren Bezügen durch eine Karte veranschaulicht sind. Er kann feststellen, dass die Bündnisse den Lehnverträgen vorgezogen wurden, da Bündnisverträge schnell geschlossen, aber auch rasch wieder aufgelöst werden

konnten und sich so sehr pragmatisch handhaben ließen. Somit waren die Bündnisse ein wichtiges Instrument der regionalen Politik, und daher verwundert es auch nicht, dass es sich nur selten um überregionale Bündnisverträge gehandelt hat. Dieser schnelllebigen Politik, welche die bisherige Forschung allerdings oftmals als „Herumlavieren“ und passive „Reaktionspolitik“ ausgelegt hat, stellt A. ein positives Zeugnis im Sinne einer aktiven Gestaltung aus (S. 75).

Die Politik gegenüber dem Adel, der Kirche und den Hansestädten wird hingegen durch ausgesuchte (Konflikt-)Beispiele quellennah veranschaulicht. Sowohl der Adel als auch die Hansestädte konnten sich gegen ihre Landesherren bis ins späte 15. Jh. gut behaupten, wenn nicht sogar ihre Bedürfnisse durchsetzen, während die kirchlichen Institutionen stärker unter landesherrlichem Einfluss standen.

In Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht die finanzielle Grundlage der Fürstentümer. Man erfährt zwar vieles über Verpfändungen vor allem im 13. und 14. Jh., über die Münz- und Zollpolitik der Fürsten, aber leider wenig über die wirkliche finanzielle Lage anhand von konkreten Zahlen, aus denen man den Gestaltungsrahmen bemessen könnte.

Im dritten Kapitel wird die Verästelung fürstlicher Familien über Erbverbrüderungsverträge, Heiratsverhalten und Verwandtenbeziehungen vorgestellt. Bei den Heiratsvermittlungen kann A. minutiös nachweisen, und damit ältere Beobachtungen von Karl-Heinz Spieß bestätigen, dass a) die Verwandtschaft allein keine Unterstützung der eigenen Sache garantierte und dass b) beim Heiratsvermitteln die kognatischen Verwandten im Vergleich zum agnatischen Familienzweig mehr Initiative entwickelten. Die drei Elemente fürstlichen Handelns in diesem Bereich – Lehnswesen, Bündnisverträge und Heiratsverhalten – offenbaren insofern auffällige Parallelen, als sie gleichermaßen der Absicherung sozialer Bindungen dienten.

Im vierten Kapitel wird die Bindung zum Reich, die sich im Fall von Mecklenburg und Pommern ab 1348 durch die Erhöhung zum Herzogtum steigerte, besonders durch die Reichstagsbesuche und den Königsdienst dargestellt; hier konnten die Fürsten ihre Reputation auf Reichsebene steigern und ihre unverbrüchliche Zugehörigkeit zum Reich demonstrieren. A. zeigt auch auf, dass die Bindung immer dann enger wurde, wenn beide Seiten davon profitierten, d.h. wenn auch die königliche Seite in der Region (meist Brandenburg betreffende) Interessen verfolgte. Erst Ende des 15. Jh.s aber überwand die Ostseefürsten die regionale Verhaftung und fingen an, auf Reichsebene eine ernstzunehmende Rolle zu spielen.

Das fünfte Kapitel soll sehr stark, trotz einzelner Beobachtungen zur Heraldik, auf das fürstliche Rangbewusstsein und die dynastische Repräsentation anhand der historiografischen Werke des 14. und 15. Jh.s ausgerichtet sein. Zuvor betont der Vf., dass dieses Kapitel nicht umsonst am Ende der Abhandlung stehe (S. 302), da hier die Komponenten und Beobachtungen aus den vorangegangenen Kapiteln zusammenfließen. Nun zieht aber A. vor allem historiografische, regionale Werke aus der Zeit kurz nach 1500 heran, um das gesteigerte Bewusstsein der Greifen und Mecklenburger für den Reichsverband sowie deren Orientierung in den südlichen Reichsraum zu betonen, das er in dem vorherigen Kapitel auf ca. 1480 datiert hat. Diese Argumentation kommt beinahe einer *self fulfilling prophecy* gleich, da eben vorherige Repräsentationsformen – historiografischer oder anderer Natur – weitaus weniger beachtet werden.

Der angesprochene Perspektivwechsel um 1480 mit einer stärkeren Ausrichtung der besprochenen Fürstentümer auf das südliche Reich, den auch schon Peter Moraw wahrnahm¹, wird von A. in der Zusammenfassung für alle von ihm untersuchten Ebenen bestätigt, obgleich er die Thesen Moraws von der Reichsverdichtung für die zweite Hälfte des

¹ PETER MORAW: Fürstentum, Königtum und „Reichsreform“ im deutschen Spätmittelalter, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 112 (1986), S. 117-136, hier S. 123.

15. Jh.s etwas modifiziert, indem er darauf hinweist, dass auch die untersuchten Fürsten sich gelegentlich, wenn es die Handlungsspielräume erlaubten, „selbständig regen“ konnten (S. 357). Zuvor waren regionale Partner wichtiger gewesen – unter diesen auch die Könige von Dänemark und Polen, die unter diesem Blickwinkel als „überregionale Referenzsysteme“ vielleicht ein eigenes Kapitel verdient hätten. Weiterhin mag man kritisch sehen, dass A., obwohl er in der Einleitung die Auswahl der vier Fürstentümer durch ihre ähnlichen Raumbezüge und das sich daraus ergebende Vergleichsmoment rechtfertigt, einen wirklichen Vergleich der individuellen Handlungsspielräume dieser Fürstentümer untereinander nicht vornimmt. Die Beantwortung der Frage jedenfalls, warum zwei der betrachteten Fürstentümer (Rügen und Werle), eingekeilt zwischen Dänemark, Polen, Sachsen und Brandenburg, auf der Strecke blieben, die zwei anderen (Mecklenburg und Pommern) sich hingegen behaupten und steigern konnten, wäre gerade auch bezüglich der Handlungsspielräume wichtig gewesen. Es mag allerdings sein, dass dieser Anspruch für einen Bearbeitungszeitraum von 400 Jahren zu hoch gegriffen und unrealistisch ist. Der Wert der Arbeit, die sehr quellennah geschrieben ist, auf sehr viel Archivmaterial zurückgreift und zahlreiche Tabellen und Karten (zu Raumverhältnissen, Bündnissen, der Heiratspolitik) enthält, wird dadurch kaum gemindert. Auf beispielhafte Weise werden hier landesgeschichtliche Beobachtungen mit überregionalen Bezügen kombiniert.

Warszawa

Grischa Vercamer

Ecclesiae ornatae. Kirchengeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit zwischen Denkmalwert und Funktionalität. Hrsg. von Gerhard Eimer, Ernst Gierlich und Matthias Müller. (Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bd. 6.) Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Bonn 2009. 383 S., 231 s/w-Abbildungen, 24 Farbtafeln. ISBN 978-3-88557-226-8. (€ 19,80.)

Der Sammelband beinhaltet 17 Beiträge der 5. Fachtagung zum Backsteinbau in den Ostseeregionen, die 2005 in Greifswald stattfand. Sie untersuchen Ausstattung in Pfarr- wie Konventskirchen vornehmlich des südlichen Ostseeraumes. Der zeitliche Schwerpunkt liegt im Spätmittelalter; nur wenige Beiträge beschäftigen sich mit barocker Ausstattung. Die davon abgesehen thematisch breitgefächerten Aufsätze befassen sich methodisch mehrheitlich mit Fragen der Funktion von Kirchengeschichte des Untersuchungsgebietes. Der Band folgt damit dem Bemühen aktueller Forschung zur Sakralausstattung, Einzelobjekte als Elemente eines Ausstattungsembles und in Bezug zur Architektur zu verstehen, die darüber hinaus durch Auftraggeberintentionen, Funktion und Rezeption an den sich allerdings wandelnden historischen Kontext gebunden sind. Der im Titel aufgenommene Denkmalwert ist dagegen nur am Rande einzelner Aufsätze behandelt.

Auf eine kurze Einleitung von Matthias Müller folgen die eigentlichen Beiträge, die den Gruppen „Ausstattung, Liturgie und Raumbildung“, „Bildwerk, Raum und Funktion“, „Tradition und Erneuerung“, „Heiligtum, Bild und Symbol“ sowie „Forschungsperspektiven“ zugeordnet wurden. Ausstattungsembles behandeln die Beiträge von Liliana Krantz-Domasłowska über die Franziskanerkirche zu Thorn (Toruń) und von Sabine-M. Weitzel zur Ausstattung von St. Nikolai in Stralsund. Weitzel rekonstruiert anhand der außerordentlich umfangreich erhaltenen Ausstattung den mittelalterlichen Kirchenraum von St. Nikolai als mehrteilige Raumstruktur, die durch die Nutzung der Ausstattung im Festkalender und durch deren Inanspruchnahme für die Erfordernisse ihrer Stifter vor allem funktional gegliedert war. Eine Untersuchung zu Bildprogramm und Wandelbarkeit der Altäre erweist die gegenseitige Durchdringung der einzelnen Funktionsbereiche. Es gelingt der Nachweis, dass der Begriff „Ratskirche“ diesem Handlungsraum nicht gerecht wird, wurde er doch von verschiedenen Gruppen für ihre religiösen wie auch politisch-sozialen Anliegen in Anspruch genommen. Romuald Kaczmarek und Jacek Witkowski zeichnen die Ausstattungsgeschichte der Hedwigkapelle in der Zisterzienserinnenkirche zu Trebnitz (Trzebnica) vom 13. Jh. bis in die frühe Neuzeit nach.

Durch diesen erweiterten zeitlichen Horizont können sie zeigen, dass die stete Umgestaltung und Erweiterung der Kapelle durch die sich wandelnde Verehrung der Heiligen und die sich verändernden Intentionen und Bedürfnisse vor allem der zahlreichen Pilger und Nonnen bedingt war, die die Kapelle nutzten. Mit Denkmalgruppen befassen sich die Aufsätze von Tadeusz Jurkowlaniec über mittelalterliche Grabmäler in Preußen, von Tobias Kunz über hochmittelalterliche schwedische Madonnen und von Ojars Sparitis zu den Symbolen an mittelalterlichen Kirchen des Baltikums. Kazimierz Pospieszny behandelt die Orte der Reliquienpräsentation in den Deutschordensburgen in Preußen. Traditionsbildend war hierbei die Marienburg, wo sich unter der Westempore der Kirche ein mit Schränken ausgestatteter Raum zur Aufbewahrung von Reliquien befand, deren Besichtigung alle fünf Jahre im Rahmen von Prozessionen möglich und mit einem Ablass ausgestattet war. Die Verortung der Reliquien im Westen der Kirche führt Pospieszny auf das sakrale Selbstverständnis der Kongregation als *militiae Christi* zurück. Entsprechend diesem Muster wurde auch in anderen Konventsburgen in Preußen jeweils im Westen ein Reliquien-Sanktuarium angelegt. Ein weitergehender Vergleich dieser Sanktuarien mit dem in der Marienburg dürfte lohnend sein.

Einzeldenkmäler behandeln die Beiträge von Kathrin Wagner zu Fragmenten eines Triptychons aus St. Marien in Rostock, von Axel Attula über Meditationstafeln der Zeit um 1520 aus dem Klarissenkloster in Ribnitz und von Monika Jakubek-Raczkowska über den Jakobsaltar der Danziger Marienkirche. Barbara Welzel referiert über Hans Memlings Jüngstes Gericht in Danzig (Gdańsk). Dieses Triptychon war von seinem Auftraggeber Angelo Tani für den Altar einer Kapelle in Florenz bestimmt, wurde jedoch auf dem Seeweg dorthin geraubt und von den Räufern an die Kapelle der Georgsbruderschaft in der Danziger Kirche St. Marien geschenkt. Welzel löst sich von stilgeschichtlichen Fragen und der Verortung des Triptychons an seinem ursprünglich intendierten Aufstellungsort. Erstmals untersucht sie den Kontext des Werkes in Danzig und weist nach, wie die neuen Besitzer das geraubte Kunstwerk für ihre eigenen memorialen Bemühungen einsetzten, indem sie ihre Schenkung an die Kooperation mit der Verpflichtung zu Gebetsgedenken und Fürbitte für das eigene Seelenheil verbunden haben. Auch die Georgsbruderschaft instrumentalisierte das Triptychon für ihre eigenen Belange, dessen Kostbarkeit beispielsweise zur Repräsentation der exklusiven Bruderschaft beitrug. Der Beitrag von Juliane von Fircks zur Grabfigur Margarethes von Dänemark in Doberan kombiniert eine klassisch stilgeschichtlich-chronologische Herangehensweise mit der historischen Kontextualisierung und kann so die Zugehörigkeit der Grabfigur zur ambitionierten Neuausstattung der Klosterkirche in der Zeit um 1300 zusammen mit Hochaltarretabel und Kelchschrank nachweisen. Die durch seine besondere Positionierung womöglich in der Vierung und die Gestaltung als Tumbengrabmal zum Ausdruck kommende außerordentliche Ehrung der dänischen Königin interpretiert von Fircks als Gunsterweis der Doberaner Zisterzienser und der Stifterfamilie, der Mecklenburger Fürsten, an die Dänen als neue Landesherrn.

Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit der Wiederverwendung älterer Ausstattung; so die Aufsätze von Detlef Witt zu Kirchenausstattungen des Barock im nördlichen Vorpommern, von Grazyna Jukowlaniec über mittelalterliche Bildwerke in preußischen Kirchen des 16. bis 18. Jh.s und von Peter Knüvener über die Ausstattung in Kirchenneubauten des 15. Jh.s in Stendal. Knüvener weist nach, dass die Wiederverwendung älterer Ausstattung in Stendal ein gängiges Schema bildete, worauf auch bauliche Veränderungen und gar Kirchenneubauten des Spätmittelalters Rücksicht nahmen. Hintergrund für diese offensichtliche Betonung der eigenen Vergangenheit dürfte der als Konkurrenz und Bedrohung empfundene Aufstieg der deutlich weniger traditionsreichen Residenzstadt Berlin gewesen sein. Der Aufsatz von Burkhard Kunkel referiert das Schicksal vorreformatorischer Ausstattung in evangelischen Kirchen Pommerns. Insbesondere untersucht Kunkel die Umgestaltung von Altarretabeln, die er auf das 1535 formulierte Postulat einer katechetisch-erzieherischen Funktion des Gottesdienstes zurückführt, wonach das Altar-

bild als Illustration des Evangeliums zu verändern war. Die Eingriffe in die bestehende Substanz reichten von der schriftlichen Erläuterung unpassender Elemente über Abdecken bis hin zu deren Entfernung. Der Sammelband schließt mit dem als Projektskizze gestalteten Beitrag von Christof Herrmann und Ruth Slenczka über mittelalterliche Ausmalungen in Pfarrkirchen, die als Quellen zur Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte des Mittelalters durch ihre systematische Erfassung und Auswertung erschlossen werden sollen.

Dem Charakter eines Tagungsbandes entsprechen die nicht immer überzeugende Themengruppierung der Publikationsbeiträge, vereinzelte redaktionelle Schwächen und die nicht immer überzeugende Bebilderung. Dies mindert jedoch in keiner Weise den Informationsgehalt des Bandes, dem insofern eine zahlreiche, interessierte Leserschaft zu wünschen ist.

Eschweiler

Vera Henkelmann

Karl-Erik Frandsen: The Last Plague in the Baltic Region. 1709-1713. Museum Tusulanum Press. Copenhagen 2009. 537 S., Abb., Tab., Kt. ISBN 978-87-635-0770-7. (€ 64,99.)

Die historische Pest ist ein Phänomen, das in Europa vom späten Mittelalter bis in das frühe 18. Jh. in immer wiederkehrenden Seuchenzügen auftrat und innerhalb kurzer Zeit große Gebiete erfasste. „Pest“ ist dabei als ein zeitgenössischer Sammelbegriff für verschiedene Krankheiten anzusehen, denn erst nach der Entdeckung des Erregers *Yersinia pestis* 1894 konnte die Pest eindeutig diagnostiziert werden. Der letzte große Seuchenzug, der noch einmal enorme Bevölkerungsverluste zur Folge hatte, erreichte Nord- und Mitteleuropa zu Beginn des 18. Jh.s. Dabei war der Ostseeraum eine der am stärksten betroffenen Regionen. In den großen Städten an der Ostsee wie Kopenhagen, Stockholm, Danzig, Königsberg, Riga und Reval (Tallinn) starben zwischen einem und drei Viertel der Einwohner, aber auch in den Kleinstädten und auf dem Land waren die Mortalitätsraten sehr hoch. Die schnelle Ausbreitung dieser letzten Pestwelle im Ostseeraum ist auf die vielfältigen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen, in denen die Ostseeanrainer zueinander standen, zurückzuführen. Die Mobilität von Menschen und Waren, die vor allem die Handelskontakte und der Große Nordische Krieg (1700-1721) mit sich brachten, machten Landesgrenzen zunächst durchlässig, so dass sich die in Polen ausgebrochene Epidemie innerhalb weniger Jahre von 1709 bis 1713 nach Norden, Westen und Osten ausbreiten konnte.

Der Seuchenzug der Jahre 1709 bis 1713 ist auf lokaler und regionaler Ebene in zahlreichen Einzeluntersuchungen aufgearbeitet worden. Was bisher fehlte, war ein Gesamtüberblick, der die räumlich begrenzten Untersuchungen in größere Zusammenhänge einordnet. Diese Lücke schließt die voluminöse Arbeit von Karl-Erik Frandsen auf sehr gelungene Weise. Der an der Universität Kopenhagen lehrende Historiker hat dazu vor allem die vielfältige (und vielsprachige) Literatur aus dem gesamten Ostseeraum zusammengetragen und ausgewertet. Da sich die an der Geschichte der Pest interessierten Forscherinnen und Forscher in der Vergangenheit vorrangig mit Fragen der Sterblichkeit, der sozialen Ungleichheit vor dem Tod, den Maßnahmen der Obrigkeit und den Behandlungsformen der Heilkundigen beschäftigt haben – während etwa kultur- oder kommunikationshistorische Untersuchungen bisher Ausnahmen darstellen –, stehen auch in F.s Arbeit sozial- und medizinhistorische Fragestellungen fast zwangsläufig im Mittelpunkt. Allerdings besteht die Studie keineswegs ausschließlich aus der Zusammenführung der gedruckt vorliegenden internationalen Forschungsergebnisse. Im Gegenteil: Den weitaus größten Raum nimmt eine detaillierte, quellengesättigte Untersuchung der Verhältnisse in Kopenhagen und Helsingör ein. Hier präsentiert F. die Ergebnisse seiner langjährigen Forschung, die sich vor allem auf die einschlägigen Bestände des dänischen Reichsarchivs, des Stadtarchivs Kopenhagen sowie des Landesarchivs Seeland stützt. In beeindruckender Dichte

gelingt ihm eine vielschichtige, dabei stets die notwendige Quellenkritik im Auge behaltende Analyse dieses letzten großen Ausbruchs der Pest in Dänemark. Die zahlreichen Tabellen, farbigen Grafiken und Karten, mit denen das Buch ausgestattet ist, tragen wesentlich zur Veranschaulichung der Untersuchungsergebnisse bei. Zusätzlich erleichtert wird der Umgang mit der Arbeit durch ein Namens-, Sach- und Ortsregister. Nur ein Abbildungsverzeichnis hätte man sich gewünscht. Fazit: Wer sich zukünftig in größeren Zusammenhängen mit der Geschichte der Pest im frühneuzeitlichen Europa beschäftigen will, kommt an einer Auseinandersetzung mit dieser hervorragenden Arbeit nicht vorbei.

Rostock

Stefan Kroll

Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Olga Kurilo. (Colloquia Baltica, Bd. 18.) Martin Meidenbauer. München 2009. 295 S., Abb., Kt. ISBN 978-3-89975-151-2. (€ 29,-) **Olga Kurilo: Zoppot, Cranz, Rigascher Strand.** Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert. be.bra wissenschaft verlag. Berlin 2011. 158 S., Abb., Kt. ISBN 978-3-937233-81-9. (€ 19,95.)

Die Osteuropahistorikerin Olga Kurilo hat sich in den zurückliegenden Jahren mehrfach mit der Badekultur im südlichen Ostseeraum beschäftigt: Neben den beiden hier anzuzeigenden Publikationen – der Sammelband präsentiert Beiträge einer im September 2008 in Greifswald abgehaltenen Tagung, die Monografie, versehen mit einem Vorwort von Karl Schlögel, ist das „Ergebnis zweijähriger Forschungsarbeit“ (S. 155) – zeichnete sie auch für die Wanderausstellung „Zoppot, Cranz, Rigaer Strand“ verantwortlich, die in Zusammenarbeit mit dem Herder-Institut in Marburg sowie dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam entstand und seit 2010 an wechselnden Orten gezeigt wird. Bereits ein kurzer Blick in die beiden reich bebilderten Publikationen macht klar, wie lohnend die Beschäftigung mit dieser Thematik ist: Der zu Beginn des 19. Jh.s entstehende und an der Wende zum 20. Jh. in voller Blüte stehende Seebäderbetrieb war Ausdruck tiefgreifender Veränderungen in so unterschiedlichen Bereichen wie der Medizin, dem (Massen-)Tourismus oder den Geschlechterbeziehungen. Die Mehrzahl der in den beiden Büchern behandelten Seebäder wechselte im Laufe der Zeit seine staatliche Zugehörigkeit. Als Grundlage für deren vergleichende Analyse vor dem Hintergrund der vielfältigen nationalen und kulturellen Beziehungen stand K. und den Autor/inn/en des Sammelbands ein enormer Bestand ganz unterschiedlicher Hinterlassenschaften zur Verfügung: Hotels und Badeanstalten als Baudenkmäler, schriftliche Erinnerungen gerade aus den Reihen des deutschbaltischen Adels, ikonografische Quellen wie Postkarten, Fotografien und illustrierte Zeitschriften.

K. versteht Seebäder als „transnationale Orte“, wie sie in dem Sammelband sowohl in ihrem Vorwort (S. 7) als auch in ihrem Beitrag über „Baltische Ostseebäder als Schauplätze der Transnationalität“ hervorhebt. Sie schildert anschaulich die vielfältigen kulturellen Kontakte, die sich durch den Badebetrieb mit Gästen aus mehreren Staaten ergaben. Kritisch zu hinterfragen wäre allerdings, ob z.B. das Konzert eines finnischen Orchesters in Riga bereits als transnationales Ereignis gewürdigt werden muss oder ob sich hier nicht vielmehr die ganz üblichen Umstände eines touristischen Massenbetriebs zeigten. Dass es nicht unbedingt neue Erkenntnisse verspricht, Seebäder ausdrücklich als transnationale Orte zu analysieren, zeigt sich allein schon daran, dass keine/r der übrigen Autor/inn/en des Sammelbands auf dieses Konzept zu sprechen kommt. Dessen ungeachtet bietet K.s Beitrag eine informative Einführung in das Thema. Anhand der nationalen Zusammensetzung der Badegäste zeigt sie die Besonderheiten der baltischen Ostseebäder gegenüber den im Deutschen Reich gelegenen auf, wie z.B. den niedrigeren Komfort und geringen Anteil westeuropäischer Badegäste (S. 52 ff.).

Der Sammelband ist in vier thematische Abschnitte untergliedert („Sozialer und kultureller Wandel“, „Tourismus“, „Alltag und Badewesen“ sowie „Ostseebäder und Kultur-

erbe“), wobei allerdings der markantere Unterschied darin besteht, ob die Beiträge eine größere Region bzw. einen Vergleich zwischen zwei Orten oder aber nur ein einzelnes Ostseebad behandeln. Die Texte, die der zuerst genannten Ausrichtung folgen, sind insgesamt betrachtet besser gelungen. Wiebke Kolbe untersucht in ähnlicher Manier wie K. die weiter westlich gelegenen deutschen Ostseebäder zwischen Nordschleswig und Kurischer Nehrung. Sie konzentriert sich dabei auf die beiden Jahrzehnte um 1900 und weist, wie fast alle anderen Beiträge auch, auf die überragende Rolle der Eisenbahn für den Bäderbetrieb hin, da erst mit diesem Verkehrsmittel die Bewohner von Metropolen wie Berlin und St. Petersburg in nennenswerter Zahl zum Urlaub an die Ostsee gelangen konnten. Die Beiträge von Hans-Christian Breggott über die Landschaftswahrnehmung Rügens und Usedom sowie von Anja Peleikis über die Kurische Nehrung als nostalgischen Sehnsuchtsort werfen einen geistesgeschichtlichen Blick auf die Seebäder. Peleikis macht sich von allen Beiträgen wohl am besten die Abfolge unterschiedlicher politischer Systeme in ihrem Untersuchungsgebiet zunutze. Sie beschreibt über einen Zeitraum von knapp 200 Jahren, wie sich die „touristischen Imaginationen über die Nehrung in ihren jeweiligen historischen und politischen Kontexten“ (S. 123) entwickelten, und analysiert die Gründe für diese Kontinuität.

Zwei weitere Beiträge nehmen ortsübergreifend wichtige Einzelaspekte des Badebetriebs in den Blick: Frank Bajohr befasst sich, allerdings in einem bereits 2007 in leicht abgewandelter Form erschienenen Beitrag, mit dem Bäder-Antisemitismus an der deutschen Ostseeküste; Anja Wilhelmi zeigt anhand der Badekultur für Männer und Frauen in den russischen Ostseeprovinzen, wo um 1900 das gemeinsame Baden beider Geschlechter möglich wurde, wie als Ergebnis dieser Entwicklung „die Familie zunehmend als Einheit definiert wurde, in die auch männliche Familienmitglieder sichtbar einbezogen wurden“ (S. 167). Nicht ganz so überzeugend, wenn auch mit einigen interessanten Details, schildert Anu Järs die Badekultur in den Ostseebädern Estlands, wobei sie zu dem wenig überraschenden Fazit gelangt: „Neben der dominierenden Badekultur sah man auch andere Badegewohnheiten“ (S. 198). Sehr gelungen ist hingegen der Beitrag von Małgorzata Omilanowska zur Bäderarchitektur in dem heute zu Litauen gehörenden Polangen (poln. Połanga, lit. Palanga). Vergleichende Blicke auf andere Kurorte sowie aussagekräftige Fotografien und Zeichnungen führen die Eigentümlichkeiten der Bauten in Polangen vor Augen, wo in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg durch das Wirken des Architekten Stanisław Witkiewicz, der auf die Baukunst der Goralen zurückgriff, ein – so die zeitgenössische Werbung – „Zakopane an der Ostsee“ (S. 222) entstand.

Die restlichen sechs Beiträge – Nijolė Strakauskaitė zu Seebädern auf der Kurischen Nehrung, Małgorzata Buchholz-Todoroska zu Zoppot (Sopot), Inga Sarma zum Schwimmen in der Rigaer Bucht, Ēl'vira Jurčenko zu den Seebädern des Samlandes, Rihards Petersons zum kulturellen Erbe des Rigaer Strandes (Jūrmala) und Dimitri Spivak zu Sestroreck bei St. Petersburg – stellen weniger analytisch ausgerichtete historische Abrisse ohne eine streng umrissene Fragestellung dar. In einigen Fällen lassen die Autor/inn/en touristische Eigenwerbung einfließen; so u.a. Buchholz-Todoroska (S. 150) und Petersons (S. 261). Hier wäre eine stärker eingreifende Textredaktion zu wünschen gewesen.

Wer nun glaubt, Kurilo würde in ihrer Monografie ausführlicher auf die „Transnationalität“ der Seebäder eingehen, sieht sich getäuscht: Die Vf.in rudert gewissermaßen zurück und erwähnt diesen Terminus nur beiläufig, während sie Ostseebäder nunmehr „als Sammelplätze des Massentourismus und als Schnittpunkte internationaler Kontakte“ versteht (S. 35). Die drei von ihr näher in den Blick genommenen Badeorte wiesen zwei grundlegende Gemeinsamkeiten auf: Sie lagen in der Nähe von Großstädten und waren „große Seebäder mit überregionaler Bedeutung“ (S. 17).

Nach einem geschichtlichen Abriss der Bäder an der Ostseeküste widmet die Vf.in jedem der drei Seebäder jeweils ein Kapitel, wobei, wie schon im Sammelband, das umfangreiche und vielfältige Bildmaterial beeindruckt. Die Kapitel zu Zoppot, Cranz (Seleno-

gradsk) und Rigascher Strand (Jūrmala) – die Abweichung zu „Rigaer Strand“ im Sammelband und Ausstellungstitel hätte vermieden werden sollen – sind chronologisch aufgebaut. Zwar wiederholt sich auf diese Weise mancher Aspekt, aber man erhält doch einige Einblicke in die jeweiligen Besonderheiten. Zoppot entwickelte sich bis 1914 von einem vergleichsweise beschaulichen Erholungsort zu dem nach eigener Ansicht besten Seebad überhaupt mit großen Sportveranstaltungen und einer Waldoper, in Polen nach 1945 hingegen zu einem Zentrum alternativer Kultur. Am heutigen Selenogradsk beeindruckt K. besonders dessen „hybride Identität, die deutsche und russische Elemente gleichermaßen umfasst und miteinander vereint“ (S. 109). Der Rigasche Strand schließlich bestand aus einer Kette von Badeorten, deren jeweiliges Publikum sich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg, auf die K. ihr Hauptaugenmerk richtet, in nationaler und sozialer Hinsicht ganz spezifisch zusammengesetzt und so die „Vielfalt der Ethnien und Kulturen des Russischen Vielvölkerstaats“ (S. 136) widergespiegelt habe – natürlich nur, so müsste man hinzufügen, hinsichtlich der gesellschaftlichen Elite.

Ein gravierender Nachteil des Buches besteht darin, dass die Darstellungsweise dem geringen Umfang von nur rund 70 Textseiten zuwiderläuft. Zu selten finden sich übergreifende Einordnungen und komprimierte Darstellungen (auch ein Fazit sucht man vergebens), viel zu häufig hingegen eher beliebig anmutende Detailinformationen (so erfährt man auf S. 57, dass der preußische Kronprinz bei 16°C badete), die des Öfteren in allzu ausgedehnten Aufzählungen münden: Wen interessiert es in dieser Ausführlichkeit, dass Schachspieler „aus den übrigen baltischen Ländern, der Tschechoslowakei, Ungarn, Polen, Deutschland, Österreich, Finnland, Schweden und den USA“ (S. 138) zu einem Turnier anreisten oder dass laut eines zeitgenössischen Berichts vor Zoppot die Schiffsflaggen „Amerikas, Belgiens, der Niederlande, Portugals, Polens, Russlands, Sardinien, Schwedens, Norwegens, Spaniens, Dänemarks, Frankreichs, Griechenlands und Großbritanniens“ (S. 59) zu sehen waren? Wie auch bei einigen Beiträgen des Sammelbandes hätte eine chronologische oder thematische Eingrenzung womöglich zu präziseren Ergebnissen geführt.

Wenn sich auch sonst kaum Schreibfehler finden und die äußere Gestaltung ohne Abstriche überzeugt, ist es bezeichnend für diese Publikation, die bei allen interessanten Aspekten doch auf halber Strecke stehen geblieben zu sein scheint, dass ausgerechnet eine für die Kulturgeschichte des Ostseeraumes so bedeutende Person wie Günter Grass als „Günther Grass“ (S. 58) erscheint.

Marburg

Christoph Schutte

Edmund Kizik: Die reglementierte Feier. Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse in der frühneuzeitlichen Hansestadt. (Klio in Polen, Bd. 10.) fibre Verlag. Osnabrück 2008. 493 S., 12 Abb., 10 Tab. ISBN 978-3938400128. (€ 37,80.)

Die *rites de passage* sind Gegenstand des Interesses der Kulturhistoriker, seit Arnold van Gennep die Forschungen dazu vor über hundert Jahren angestoßen hat.¹ Wer Genaueres wissen will, kann sich in Edmund Kiziks kundiger Einleitung über den Forschungsstand informieren (S. 7-38). Der Danziger Historiker hat sich für die Thematik seit langem interessiert, und seine wichtigste Arbeit dazu ist nun auch auf Deutsch erschienen. K. legt hier eine Fallstudie vor, die sich vor allem durch zwei Eigenschaften auszeichnet: erstens durch ihre Konzentration auf die Hansestädte in der frühen Neuzeit, die allerdings nicht konsequent durchgeführt ist. K. legt bei den behandelten Quellen einen deutlichen Schwerpunkt auf Danzig und darüber hinaus auf die Hansestädte an der deutschen und polnischen Küste. Dagegen werden Hansestädte im Baltikum, in Skandinavien und den Niederlanden

¹ ARNOLD VAN GENNEP: Les rites de passage. Étude systématique des rites, Paris 1909.

seltener herangezogen. Andererseits werden aber auch Beispiele aus Städten in Zentralpolen und Süddeutschland, die nicht Mitglieder der Hanse waren, und selbst aus Frankreich und England angeführt, wobei ein Ortsregister den Zugriff erleichtert hätte. K. vertritt auch gar nicht die Ansicht, dass die Zugehörigkeit zur Hanse, die ja in der frühen Neuzeit ihre Bedeutung schon weitgehend verloren hatte, einen spezifischen, prägenden Einfluss auf die Begehung der Übergangsriten in ihren Mitgliedsstädten hatte.

Das Fehlen einer besonderen These zum Objektbereich wird in gewisser Weise wettgemacht durch das zweite Charakteristikum der Studie: die Konzentration auf die Reglementierung der Übergangsriten durch die so genannten Luxusgesetze (*leges sumptuariae*). In Verordnungen, die im Lauf der Jahrzehnte immer wieder erneuert wurden, legten die städtischen Obrigkeiten fest, welcher Aufwand bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen von den Bürgern getrieben werden durfte und welcher nicht. Es wurde bestimmt, wieviele Gäste zu den Feiern kommen durften, welche Kleidung dabei erlaubt war, was gegessen werden durfte, welche Musik und Tänze zulässig waren, um welche Uhrzeit eine Feier zu Ende sein musste und anderes mehr. All dies war nach der Standeszugehörigkeit gestaffelt: Ratsmitglieder durften weit üppigere Feiern veranstalten als Handwerker oder gar Tagelöhner. Diese Verordnungen sowie die Akten der Prozesse, die bei ihrer Übertretung geführt wurden, bilden die Hauptquellen für K.s Arbeit (im Anhang ist die Danziger Hochzeits-, Tauf- und Begräbnisordnung von 1734 abgedruckt). Sie erlauben in der Tat tiefe Einblicke in die Mentalität der Bewohner von frühneuzeitlichen Städten. Deren Neigung zu demonstrativem Luxuskonsum standen seitens der Obrigkeiten verschiedene Motive entgegen, diesen Konsum zu begrenzen: der Kampf gegen die menschlichen Laster, die dadurch gefördert wurden, die Stabilisierung der gesellschaftlichen Hierarchie oder der Schutz der Bürger vor wirtschaftlichem Ruin in Folge von Übertrumpfungsverhalten bei Familienfesten. Nicht zuletzt sollte auch der Import von Luxuswaren aus dem Ausland begrenzt werden, weil er zu Geldabfluss führte, was nach den merkantilistischen Theorien als schädlich für das Gemeinwesen galt. Für das Übertreten der Vorschriften waren empfindliche Strafen vorgesehen, und K. legt dar, dass diese auch zu einer weitgehenden Befolgung der Reglementierungen durch die Bürger führten. Die regelmäßige Erneuerung der Luxusgesetze ist seiner Ansicht nach nicht mit notorischer Unwirksamkeit zu erklären, sondern damit, dass sich ständig neue Formen des Luxuskonsums entwickelten und die Gesetze daran angepasst werden mussten.

Der Autor hat sich eine Fülle von Quellen zu seiner Thematik erarbeitet, deren Inhalte er souverän vor dem Leser ausbreitet. Dennoch ist die Lektüre des Buches nicht gerade leicht. Die Hauptursache dafür hat paradoxerweise mit dieser Quellennähe zu tun. Die darstellenden Passagen geraten zu einem Bombardement von Fakten, die umso schwerer aufzunehmen sind, als es sich häufig um Beschreibungen handelt, die hohe Ansprüche an die Vorstellungskraft stellen. Hier wirkt sich die geringe Zahl der Illustrationen doch nachteilig aus. Erschwerend kommt die große zeitliche und räumliche Spannweite hinzu. K. springt ständig zwischen Beispielen aus unterschiedlichen Orten und aus dem Zeitraum zwischen dem 14. und dem 18. Jh. hin und her, dabei jeweils voraussetzend, dass sie vergleichbar sind, wovon der Rezensent nicht immer überzeugt war. Auch wenn das Buch von Peter Oliver Loew in gewohnt eloquenter Manier übersetzt worden ist, so sind K.s Sätze doch oft überladen und erschweren ein flüssiges Lesen. Wer das aber in Kauf zu nehmen bereit ist, findet hier reiche Belehrung.

Freiburg

Martin Faber

Das „Großdeutsche Reich“ und die Juden. Nationalsozialistische Verfolgung in den „angegliederten“ Gebieten. Hrsg. von Wolf Gruner und Jörg Osterloh. (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 17.) Campus Verlag, Frankfurt am Main 2010. 440 S. ISBN 978-3-593-39168-7. (€ 39,90.)

Außerhalb des Expertenkreises mag man kaum glauben, dass noch heute, über 60 Jahre nach dem Untergang des NS-Regimes und einer nun schon länger anhaltenden Phase

intensiver Erforschung seiner Geschichte, in wichtigen Bereichen Forschungslücken bestehen. Es ist das große Verdienst der Herausgeber Wolf Gruner und Jörg Osterloh, eine dieser Forschungslücken erkannt und mit ihrem Buch geschlossen zu haben. Gleichwohl konnten sie nicht für alle in Frage kommenden Gebiete Autoren gewinnen, der Bezirk Białystok etwa, um nur das wichtigste zu nennen, ist leider nicht vertreten. Das ist nicht den Hrsg.n anzulasten, sondern einmal mehr ein Zeichen dafür, dass die Osteuropäische Geschichte die Themenbereiche Holocaust und Besetzung sehr lange sträflich vernachlässigt hat.

Verschiedene Verfasser beleuchten in ihren Beiträgen nach einem einheitlichen Schema die antijüdische Politik in denjenigen Gebieten, die dem Deutschen Reich im Laufe der Jahre angegliedert worden sind, angefangen vom Saargebiet über Österreich und Westpolen bis hin zu Elsass-Lothringen. Beginnend mit der Darstellung der Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg und der militärischen Besetzung untersuchen sie die Besatzungsapparate und ihre jeweiligen Akteure, Ausbeutung, Verfolgung und Vertreibung, Vernichtung sowie Widerstand. Dabei gehen sie zentralen, zum Teil bis heute vernachlässigten Fragestellungen nach: Welche Rolle spielten etwa die deutschen Minderheiten in den Gebieten? Wie verhielt sich die nichtjüdische Bevölkerung den Juden und ihrer Verfolgung gegenüber? Welche Kontinuitäten und Zäsuren gab es? Welche Bedeutung hatte die „Volkstumspolitik“ im jeweiligen Gebiet für die Entwicklung der Judenverfolgung? Die einheitliche, wenn auch nicht immer durchgängig eingehaltene Gliederung und die gemeinsamen Fragen sollen es, so die erklärte Absicht der Hrsg., besser als in der bisherigen Forschung geschehen, auch ermöglichen, Vergleiche zwischen den einzelnen Territorien anstellen und Gemeinsamkeiten auf die Spur kommen zu können. Eingerahmt werden die Einzelstudien von einer instruktiven Einleitung sowie einem Forschungsüberblick der beiden Hrsg.

Mit manchen Beiträgen betreten die Verfasser Neuland und sind auf eigene Archivrecherchen angewiesen (z.B. Ruth Leiserowitz über das Memelgebiet und Christoph Brüll über Eupen-Malmedy), andere stehen vor der – durchweg gemeisterten – Herausforderung, eine umfangreiche und heterogene Forschung auf einen relativ schmalen Beitrag herunterzubrechen (z.B. Albert Lichtblau über Österreich oder Ingo Loose über das Wartheland). Einzig der Beitrag von Wolfgang Gippert über Danzig-Westpreußen enttäuscht ein wenig. Dieses Gebiet wurde von der westlichen Forschung bislang weitgehend außer Acht gelassen, eine Untersuchung der nationalsozialistischen Besatzungspolitik im Allgemeinen und der Verfolgung und Ermordung der Juden im Besonderen steht nach wie vor aus. Daher verwundert es umso mehr, dass Gippert dieses Manko nicht durch eigene Archivrecherchen oder wenigstens die Rezeption der zwar nicht umfangreichen, aber immerhin doch vorhandenen polnischsprachigen Forschung¹ ausgeglichen hat.

Das schmälert den Wert dieses untypischen und deswegen äußerst gelungenen Sammelbandes keineswegs. Es liegt nun ein verlässlicher Überblick über die Verfolgung der Juden in den angegliederten Gebieten vor, der beides sein sollte: erste Adresse bei der Suche nach Antworten zu diesem Bereich und Anregung sowie Ausgangspunkt für weitere Forschungen.

Gießen

Markus Roth

¹ Vgl. z.B. GRZEGORZ BERENDT: *Żydzi na terenie Wolnego Miasta Gdańska w latach 1920-1945. Działalność kulturalna, polityczna i socjalna* [Juden auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig in den Jahren 1920-1945. Kulturelle, politische und soziale Aktivität], Gdańsk 1997; WŁODZIMIERZ JASTRZEBSKI: *Okupacja hitlerowska na Pomorzu Gdańskim w latach 1939-1945* [Die nationalsozialistische Besetzung in Pommerellen in den Jahren 1939-1945], Gdańsk 1979.

Handbuch der kommunistischen Geheimdienste in Osteuropa 1944-1991. Hrsg. von Łukasz Kamiński, Krzysztof Persak und Jens Gieseke. (Analysen und Dokumente der BStU, Bd. 33.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2008. 583 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-525-35100-0. (€ 39,90.)

Die deutsche Übersetzung des 2005 vom Warschauer Institut für nationales Gedächtnis (Instytut Pamięci Narodowej) in englischer Sprache herausgegebenen Handbuchs¹ stellt in acht Beiträgen die Staatssicherheitsdienste von sieben früheren sozialistischen Ländern in Europa vor (und klammert nur Albanien und Jugoslawien aus). Die Artikel folgen einem von den Hrsg.n vorgegebenen Schema. Sie thematisieren die Organisationsentwicklung, das Verhältnis zur Staatspartei, die Zusammensetzung und Entwicklung des hauptamtlichen und informellen Personals, die operativen Methoden und Tätigkeitsschwerpunkte. Außerdem informieren sie über den Zugang zu den nationalen Facharchiven und über den jeweiligen Forschungsstand. Organigramme und Tabelle helfen, über oft verwirrende Details die Übersicht zu behalten. Von einer zusammenhängenden Lektüre des Handbuchs wird abgeraten, denn die überbordende Faktenfülle wird schnell zu einer Belastung. Vorgelegt wurde ein materialreiches Hilfsmittel.

Ins Auge springen sofort sowohl erhebliche strukturelle Gemeinsamkeiten zwischen den Apparaten als auch frappierende Unterschiede, die sich nicht ohne weiteres auflösen oder einordnen lassen. Bezogen auf die im nationalen Rahmen und in der chronologischen Perspektive sehr unterschiedlichen Personalstärken beispielsweise charakterisierte die extreme Steigerung der Mitarbeiterzahlen nicht den realen „historischen Stalinismus“ (bis 1956), sondern in der DDR, in Rumänien und in Polen etwa die Endphase der Regimes. Dass Zahlen allein aber wenig aussagekräftig sind, weil z.B. die operative Technik, Methodik sowie die in dem Band insgesamt unterbelichteten juristischen Vollmachten und Kompetenzen eine Rolle spielen, wird spätestens dann deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass 1948 in Rumänien – statistisch betrachtet – ein Mitarbeiter (einschließlich der informellen) auf 369 Einwohner kam. 1989 war diese Dichte aber doppelt bis dreifach stärker und für den Kreis Sibiu (Hermannstadt) ist sogar eine Kontrolldichte von einem Mitarbeiter auf 30 Einwohner dokumentiert. Zwar sind durchaus scheinbare „Gesetzmäßigkeiten“ feststellbar, zum Beispiel bilden in vielen unterschiedlichen Bezeichnungen auftretende Arbeitslager oder allgemein „extralegale Maßnahmen“ gemeinsame Konstanten. Gleichzeitig sind jedoch unterschiedliche nationale Handlungsmuster erkennbar, auffällig beispielsweise in der Chronologie von Schauprozess-Inszenierungen. Die Erzeugung von Furcht und die Praktiken der Einschüchterung erfordern weitere Aufmerksamkeit der Forschung.

Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Repressionsfunktion des Sicherheitsapparates. Die Opferzahlen sind erschreckend hoch, und so dauert es eine ganze Weile, bis man sich eingestehen kann, dass es sich meistens nur um unvollständige und bruchstückhafte Angaben der Aktenbildner selbst handelt. Auf einige immanente Widersprüche im Zahlenwerk weisen die Autoren ausdrücklich hin. Allgemein ist zu beachten, dass national und chronologisch unterschiedliche rechtliche und statistische Kategorien von „Verhaftung“, „Internierung“, „Umsiedlung“, „Verurteilung“ und anderen auf administrativer, polizeilicher oder gerichtlicher Grundlage ergriffenen Maßnahmen auseinanderzuhalten sind. Die Begrifflichkeit ist oft nicht einmal im nationalen Kontext kongruent, Willkür muss als ein zentrales Struktur- und Funktionsmoment des Terrors begriffen werden.

Oft entsteht daher die Gefahr, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. In der Tschechoslowakei waren 1948-1954 statistisch betrachtet etwa drei Prozent der Bevölkerung unmittelbar von politischer Repression betroffen. Zählt man zu diesen direkt Betrof-

¹ A Handbook of the Communist Security Apparatus in East Central Europe, 1944-1989, hrsg. von KRZYSZTOF PERSAK und ŁUKASZ KAMIŃSKI, Warsaw 2005.

fenen aber die 400 000 Enteigneten und 1,6 Millionen im Kollektivierungsprozess befindlichen Bauern, so kommt man auch ohne die aus der Kommunistischen Partei nach 1948 ausgeschlossenen und ausgetretenen etwa 1,5 Millionen Personen auf Werte, die sich von denen in Ungarn nicht sehr unterscheiden. Dort seien nach amtlichen Angaben 1951-1953 ungefähr zehn bis fünfzehn Prozent der Bevölkerung unmittelbar vom Staatsterror betroffen gewesen, einschließlich der Familienangehörigen also fast die Hälfte aller Einwohner. Daher wäre es sinnvoll, den Repressionsbegriff zu spezifizieren. Generell kann man zustimmen, dass der offene Massenterror ab 1954 allmählich nachließ und die Methoden und die Brutalität der Verfolgung in den unterschiedlichen Phasen schwankten, der Sicherheitsapparat blieb aber das wichtigste Kontrollinstrument der Partei (S. 329). Vor politisch motivierten Massenrepressionen schreckte das System auch nach 1956 nicht zurück, so beispielsweise 1968 in Polen oder in der Tschechoslowakei, als schätzungsweise 750 000 Personen von „Parteisäuberungen“ betroffen waren, mit Familienangehörigen also etwa zwei Millionen Menschen. Der Parteiausschluss war zwar „nur“ mit dem Verlust des Arbeitsplatzes verbunden, doch in einem totalitär verfassten System bedeutete dies, existenziell der Gnade der Staatspartei ausgeliefert zu sein. Mit Blick auf so genannte präventive Maßnahmen verdient auch der im Beitrag über Polen enthaltene Hinweis auf die Folgen der elektronischen Datenerfassung Beachtung.

Zugleich fällt auf, dass der nationale Rahmen nicht ausreicht, um die wirklichen Ausmaße der Repression zu erkennen. Außer Acht bliebe beispielsweise die bei polnischen Staatsangehörigen auffällige massive „parallele“ Verfolgung durch den sowjetischen Sicherheitsapparat, die noch bis in die 1950er Jahre hinein belegt ist – eine unerforschte, weder völkerrechtlich noch politisch nachvollziehbare Maßnahme, deren Opfer übrigens nicht in den nationalen Statistiken enthalten sind. Möglicherweise verbergen sich dahinter Hinweise auf Konstrukte einer politischen, historischen oder sozialen Kollektivschuld, wie sie im damaligen sowjetischen Strafrecht fixiert war.

Generell bleibt die Definition der Staatssicherheit und ihrer spezifischen Funktion im politischen System vage. Die ungarischen Autoren weisen beispielsweise darauf hin, dass infolge der Beschlagnahmung von mehr als 70 Prozent der Auslandspost im Rahmen der Postkontrolle der Briefverkehr um 80 Prozent geschrumpft sei. Das Thema „Postzensur“ wird zwar verschiedentlich gestreift. Insgesamt verdienen jedoch auch andere im öffentlichen Bewusstsein als legitim geltende Einrichtungen des Staates, wie etwa die Post, der Zoll oder die reguläre Polizei, mehr Aufmerksamkeit, weil sie – zumindest zeitweilig vom engeren Sicherheitsapparat unabhängig – ebenfalls massiv an der politischen Kontrolle der Gesellschaft beteiligt waren. Unausgeleuchtet bleibt auch, dass die „Staatssicherheit“ – temporär in der UdSSR, der Tschechoslowakei und in Polen – institutionell als integraler Bestandteil der zivilen öffentlichen Verwaltung wirkte, als Sonderbehörde entstand sie ursprünglich nur in der DDR. Solche Fragen nach dem Gesamtsystem ergeben sich jedoch vielfach erst aus der Disparität der Beiträge. Es dürfte sinnvoll sein, zuerst solche Fragen zu stellen, statt vorschnell Antworten zu geben.

Die Deutungsmacht der Aktenbildner sollte ebenfalls stärker reflektiert werden, wenn ihre „Effizienz“ beurteilt wird. Die Resultate der *human intelligence* werden nämlich oft unkritisch aus systemimmanenter Sicht bewertet. Ein kleines Beispiel soll den analytischen Blick schärfen: Laut einer Erklärung des Leiters der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR Werner Großmann erlitt die HVA 1973 in Westdeutschland einen Rückschlag, weil das Bundesamt für Verfassungsschutz die erste Rasterfahndung nach eingeschleusten Agenten durchgeführt habe.² Wenn man aber weiß, dass mit Hilfe der in den 1920er Jahren entwickelten polizeilichen „Netzfahndung“ bereits

² WERNER GROßMANN: Bonn im Blick. Die DDR-Aufklärung aus der Sicht ihres letzten Chefs, Berlin 2007, S. 71-74.

seit den 1950er Jahren in Westdeutschland systematisch nach eingeschleusten Personen gesucht wurde und der Ausdruck „Rasterfahndung“ lediglich dem Umstand Rechnung trug, dass das Meldewesen auf EDV umgestellt worden war, wird die „blinden Hühner“, die Großmann in seinen westdeutschen Gegnern erkannte, auch dahingehend deuten müssen, dass im Gewerbe schon immer sehr viel und gern gegackert wurde.

Berlin

Jan Foitzik

Die letzte Chance? 1968 in Osteuropa. Analysen und Berichte über ein Schlüsseljahr. Hrsg. von Angelika Ebbinghaus. VSA-Verlag. Hamburg 2008. 257 S., Abb. ISBN 978-3-89965-311-3. (€ 16,80.)

In der westlichen Welt steht die Jahreszahl „1968“ als Chiffre für einen soziokulturellen Bruch, der sich Ende der 1960er Jahre durch die Zuspitzung gesellschaftlicher Veränderungsprozesse und ihre Entladung in Protesten vollzog, die insbesondere von Studierenden getragen wurden. Die Beiträge zu dem anzuzeigenden, von Angelika Ebbinghaus herausgegebenen Sammelband sollen demgegenüber die Bedeutung dieses Jahres für die Geschichte der realsozialistischen Gesellschaften Osteuropas beleuchten. Hier wird die Jahreszahl „1968“ vor allem mit der Unterdrückung des reformkommunistischen Projekts des „Prager Frühlings“ durch Truppen des Warschauer Pakts in Verbindung gebracht. Einzig in Polen gab es im März 1968 überwiegend von Studierenden getragene Proteste, die eine gewisse Ähnlichkeit zu den Ereignissen in Westeuropa und den USA aufwiesen.

Anders als es der Titel suggeriert, wird in dem Band nicht der gesamte osteuropäische Raum berücksichtigt, sondern nur Ostmittel- und Südosteuropa. Inklusiv der Einleitung der Hrsg. in versammelt er dreizehn wissenschaftliche Beiträge sowie historische Quellen, ein Interview mit dem Publizisten Adam Michnik und persönliche Erinnerungen des Schriftstellers Richard Wagner an das Jahr 1968 in Rumänien. Diese Kapitel sind in sechs Abschnitte gruppiert, die den Prager Frühling selbst sowie die Ereignisse des Jahres 1968 in Polen, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und der DDR zum Gegenstand haben. Ein siebter Abschnitt ist Zielen und Grenzen von Wirtschaftsreformen in Osteuropa Ende der 1960er Jahre gewidmet.

Ein zentrales Problem des Bandes liegt darin, dass den Einzelbeiträgen ein gemeinsamer thematischer Mittelpunkt fehlt. Anders als es Titel und Einleitung nahelegen, geht es nicht primär um die Frage, ob mit der Niederschlagung des Prager Frühlings „die Hoffnung auf einen freiheitlichen und egalitären Sozialismus zu Grabe getragen“ wurde (S. 25). Auch andere Möglichkeiten, die Einzelreferate auf eine gemeinsame Frage hin auszurichten – z.B. ein Vergleich der sozial- und kulturhistorischen Voraussetzungen und Ausdrucksformen politischen Protests innerhalb Osteuropas oder zwischen Ost und West –, werden nur angedeutet. Die Einleitung spiegelt eher das Fehlen eines übergreifenden Konzepts wider, als dass es ihr gelänge, einen roten Faden aufzuzeigen, der über den gemeinsamen Bezug auf 1968 hinausweist.

Was bleibt, ist ein weiterer Konferenzband, der kaum mehr ist als die Summe seiner einzelnen Beiträge. Dieser Eindruck wird noch durch die Heterogenität der einzelnen Texte verstärkt: Wissenschaftlichen Artikeln stehen recht unvermittelt Originalquellen – z.B. Ludvík Vaculík's „2000 Worte“ von 1968 oder der offene Brief von Karol Modzelewski und Jacek Kuroń an die Vereinigte Polnische Arbeiterpartei von 1964 – sowie das Interview mit Michnik oder die Erinnerungen von Wagner gegenüber.

Mit dieser eher kritischen Einschätzung soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die einzelnen Beiträge eine Reihe wichtiger und interessanter Beobachtungen zum Prager Frühling selbst (Stefan Karner) sowie zu gesellschaftlichen Veränderungs- und Modernisierungsprozessen in Ostmittel- und Südosteuropa in den 1960er Jahren enthalten. Sie verdichten sich jedoch nicht zu einem Gesamtbild. Es zeigt sich also, dass die Geschichts- und Sozialwissenschaften schlecht beraten sind, ihre Publikationspraxis zu stark am Rhythmus von Jahrestagen auszurichten.

Warszawa

Robert Brier

Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven. Hrsg. von Stefan Troebst unter Mitarbeit von Susan Baumgartl. (Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert, Bd. 5.) Wallstein Verlag, Göttingen 2010. 648 S. ISBN 978-3-8353-0637-0. (€ 42,-)

Während für die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umgangsformen mit der sozialistischen Vergangenheit und deren Auswirkungen in den Staaten Ostmitteleuropas ein durchaus befriedigender Forschungsbetrieb zu konstatieren ist, wurde diese Problematik in der „alten“ EU oft übergangen, unterschätzt und an den Rand gedrängt. Nun öffnet sich die von Stefan Troebst betreute Reihe „Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert“ erstmals auch explizit den südeuropäischen, nicht-totalitären Diktaturen Portugals, Spaniens und Griechenlands. Die geografische und damit auch strukturelle Neuorientierung geschieht mit dem Ziel, so Troebst, die genannten Länder neben den gängigen Foki der kulturwissenschaftlichen Erinnerungs- und Gedächtnisforschung auf Nationalsozialismus und Stalinismus als Objekte für den „sowohl ideologien- wie regionenübergreifenden europäischen Vergleich“ (S. 7) zu etablieren.

Dem deutsch- und englischsprachige Beiträge enthaltenden Sammelband liegt ein internationaler Workshop zugrunde, der im Rahmen des Forschungsprojekts „Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung an der Semi-Peripherie Europas: Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich“ des Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas im Jahr 2006 stattfand. Neben der Einführung des Hrsg.s beleuchten die neun Aufsätze – teilweise hochaktuelle Pionierarbeiten, bedauerlicherweise aber auch überholte Beiträge –, wie sich postdiktatorische Staaten und Gesellschaften in Süd- und Ostmitteleuropa über die diktatorischen und nichtdiktatorischen Perioden ihrer Nationalgeschichte verständigen und inwiefern die Diktaturerfahrung in die eigene historische Selbstwahrnehmung (teil)integriert bzw. von dieser separiert wird. Die Beiträge sind in zwei regionale Abschnitte aufgeteilt; Teilbereich I fasst die Artikel zu Portugal, Griechenland und Spanien seit 1974/76 zusammen, Teilbereich II die Entwicklungen in den ehemals sozialistischen Diktaturen in Polen, Bulgarien, Rumänien, Lettland und der Ukraine seit 1989/91. Neben den bereits angesprochenen Aktualitätsdefiziten bei einzelnen Beiträgen, die wohl durch die relativ große zeitliche Differenz zwischen Workshop und Tagungsband bedingt sind, fällt auch deren Umfang ins Gewicht. Über die Hälfte der Artikel zählt mehr als 70 Seiten; der Beitrag zu Rumänien entwickelt mit 116 Seiten gar den Charakter einer Monografie, was diejenigen Leser/innen abschrecken muss, die von Sammelbänden prägnante, inhaltlich komprimierte Beiträge erwarten.

In seiner vergleichenden Einführung in die postdiktatorischen Geschichtskulturen im östlichen und südlichen Europa verbindet der Hrsg. systematisch die wesentlichen Aspekte, um den seines Erachtens nach im gesamten Europa und darüber hinaus nötigen „Diktatur(erinnerungs)vergleich“ (S. 12 f.) historisch herzuleiten, zu strukturieren sowie eine europäische Bestandsaufnahme mit den beiden regionalen Schwerpunkten zu liefern. Dabei werden einschlägige Begriffe, Theorien und Methoden ebenso integriert wie ein Überblick über verschiedene Forschungsansätze und -modelle sowie Verweise auf die umfangreiche Fachliteratur. Die als Leitgedanke für die Publikation und ferner für das gesamte Fachgebiet wertvolle Einführung ist mit nur marginalen Änderungen auch als Einzelschrift erschienen sowie online zugänglich.¹

Im ersten Teilbereich befasst sich Manuel Löff mit der Aufarbeitung der diktatorischen Vergangenheit in Portugal nach 1974, die in einer kruden, die Erinnerungen von

¹ STEFAN TROEBST: Diktaturerinnerung und Geschichtskultur im östlichen und südlichen Europa. Ein Vergleich der Vergleiche, Leipzig 2010 (Working Paper Series, Global and European Studies Institute at the University of Leipzig, 3.); http://www.uni-leipzig.de/gesi/documents/working_papers/GESI_WP_3_Troebst.pdf (eingesehen am 1.08.2011).

Opfern und Tätern vermischenden Memorialkultur (S. 92) gesellschaftlichen Konsens herzustellen versucht. Adamantios Skordos widmet sich in seinem umfangreichen analytischen Literatur- und Forschungsbericht der Diktatur in Griechenland 1967-1974 und deren Präsenz in der griechischen und internationalen Geschichtsschreibung, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf der inländischen Historiografie liegt. Die beiden folgenden Artikel zum postdiktatorischen Spanien von Xosé-Manoel Núñez und Andreas Stucki sowie von Carsten Humlebæk beschreiben die dortige, nach-franquistische Geschichtskultur. Während Núñez und Stucki hauptsächlich den lähmenden Widerstreit der beiden großen spanischen Volksparteien um Form und Umfang der Aufarbeitungsmaßnahmen darlegen, handelt es sich bei dem Beitrag von Humlebæk um eine äußerst detaillierte und nuancierte Bestandsaufnahme des Kontrastes zwischen den verschiedenen regionalen Nationalismen der inner-spanischen „Peripheral Nations“ (S. 248) des Baskenlandes und Kataloniens und dem Nationalstaatskonstrukt. Der Forschungsstand ist hier allerdings aus dem Jahr 2003.

Der zweite Teilbereich beginnt mit einem sehr politischen, nichtsdestotrotz differenzierten Beitrag von Krzysztof Ruchniewicz über die polnische Geschichtspolitik der verschiedenen Regierungen nach 1989, in dem der Historiker eindringlich vor der Instrumentalisierung von Geschichte als „gemeinschaftsstiftende Affirmation“ (S. 315) warnt. Daina Bleiere untersucht in ihrem Artikel über die Bewältigung der autoritären Vergangenheit in Lettland vornehmlich Kontroversen um Denkmäler. Hierbei identifiziert sie anhand dieser „monumentalen“ Diskurse um die Vergangenheit das Hauptproblem der lettischen Gesellschaft, nämlich deren Spaltung zwischen Lettinnen und Letten einerseits und Angehörigen der russophonen Minderheiten andererseits. Weniger problemorientiert gibt sich der darauf folgende Beitrag über „Die kommunistische Ära im kollektiven Gedächtnis der Bulgaren“ von Iskra Baeva, Evgenija Kalinova und Nikolaj Poppetrov, wo bereits eingangs betont wird, der bulgarische Transformationsprozess sei seit dem EU-Beitritt des Landes abgeschlossen und vom Staatssozialismus sei heute „nichts sichtbar übrig geblieben“ (S. 405). So verwundert es doch, dass am Ende dieses Artikels, der zwar die bulgarischen Ambivalenzen wahrnimmt, jedoch kaum reflektiert, konstatiert wird, dass in den Jahren nach 1989 „viel für die Aufarbeitung der staatssozialistischen Vergangenheit unternommen“ (S. 453) worden sei und „die Bulgaren“ als Ganzes „die Periode des Kommunismus als endgültig abgeschlossene Epoche“ (S. 456) wahrnehmen. In Anlehnung an das französische Vichy-Syndrom² beschreiben Christina und Dragoş Petrescu ausführlich das analoge rumänische „Piteşti Syndrome“ und richten ihren Fokus insbesondere auf die gesellschaftliche Diskussion um das Für und Wider einer strafrechtlichen Aufarbeitung der Zeit des Sozialismus in Rumänien. Dort habe der Stalinistische Terror im Vergleich mit dem Rest des sowjetisierten Europa mit beispielloser Härte gewütet (S. 577). Diese beispiellose Härte des Stalinismus wird oft mit dem Holodomor, der ukrainischen Hungersnot der Jahre 1932/33, in Verbindung gebracht, die Georgiy Kasianov in seinem abschließenden Beitrag „The Great Famine of 1932-1933 (Holodomor) and the Politics of History in Contemporary Ukraine“ auf ihre Instrumentalisierung durch die bisherigen Präsidenten der unabhängigen Ukraine hin untersucht.

Insgesamt stellt der Sammelband einen ausgesprochen nützlichen Fundus an nationalen Fallbeispielen postdiktatorischer europäischer Geschichtskulturen hinsichtlich der im Untertitel intendierten „Bestandsaufnahme“ dar. Weniger umfangreich ist die Darstellung der „Forschungsperspektiven“, die laut Troebst gar zu einem global angelegten Diktatur(erinnerungs)vergleich hinführen sollen (S. 16); die diesbezüglichen Forschungsperspektiven klingen in einigen der Beiträge an, konkret aufgezeigt werden sie aber lediglich in der Einführung des Hrsg.s. Der komparative Ansatz des Bandes, den auch die Thematik der zugrunde liegenden Tagung erhoffen ließ, hat sich leider nur ansatzweise in wenigen Beiträ-

² Nach HENRY ROUSSO: *Le Syndrome de Vichy. 1944-198...*, Paris 1987.

gen niedergeschlagen. Die durch den Titel geweckten Erwartungen werden jedoch insbesondere im Hinblick auf das Verhältnis zwischen den Mesoregionen im Süden und Osten Europas enttäuscht – was allerdings schon deren strikte Trennung im Inhaltsverzeichnis vermuten ließ. Dennoch gibt das Konzept des Sammelbandes einen wichtigen Anstoß zur Forcierung einer vergleichenden, gesamteuropäischen, wenn nicht sogar globalen Diktaturerinnerungsforschung.

Gießen

Felix Münch

Adam Szweda: Organizacja i technika dyplomacji polskiej w stosunkach z zakonem krzyżackim w Prusach w latach 1386-1454. [Organisation und Verfahren der polnischen Diplomatie in den Beziehungen mit dem Deutschen Orden in Preußen in den Jahren 1386-1454.] Wydawnictwo naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika. Toruń 2009. 465 S. ISBN 978-83-231-2379-8. (Zł. 67,-)

Lange Zeit stand in der Historiografie zur europäischen Diplomatiegeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit die Erforschung internationaler Beziehungen und Kontakte im größeren Rahmen der Politikgeschichte im Vordergrund. Weniger Aufmerksamkeit zogen Fragen rund um die konkrete Realisierung diplomatischer Aktionen auf sich, auch wenn u.a. institutionengeschichtliche Fragestellungen schon früh zu einer Beschäftigung mit der Organisation des Gesandtschaftswesens, so z.B. mit der Einrichtung ständiger Gesandtschaften an wichtigen europäischen Höfen, führten. Im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte rückten zusehends auch Fragen nach Verfahren und Kommunikationsprozessen in den Blickpunkt der Forschung, die in einer ganzen Reihe von Einzelstudien das Verständnis für das Funktionieren spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Diplomatie an verschiedenen europäischen Höfen erheblich vertieft hat.

Gegenstand der hier anzuzeigenden Habilitationsschrift von Adam Szweda, die an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Thorn entstanden ist, sind die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und Polen im Zeitraum von der polnisch-litauischen Union von 1386 bis zum Ausbruch des Dreizehnjährigen Krieges zwischen beiden Parteien im Jahre 1454. An ihrem Beispiel möchte der Vf. die Verfahren und Mechanismen im diplomatischen Verkehr des spätmittelalterlichen Polen eingehender herausarbeiten. Das Untersuchungsobjekt ist für die Frage nach dem konkreten Funktionieren von Diplomatie gut gewählt, stellt sich die Quellenlage doch vergleichsweise gut da: Neben der reichen Überlieferung des Deutschen Ordens, die im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem verwahrt wird, konnte der Vf. auf Material aus Archiven und Bibliotheken aus Danzig, Thorn, Krakau, Plock und Warschau zurückgreifen, neben Akten- und Urkundeneditionen nutzte S. auch narrative Quellen. Insgesamt bemerkt der Vf. eine asymmetrische Überlieferungsdichte; so haben sich in polnischen Archiven relevante Materialien in geringerem Maße erhalten.

Der Vf. ist überaus systematisch an die Bearbeitung seines Themas herangegangen: So unterzieht er in einem ersten Hauptteil zunächst die einzelnen Akteure bzw. Akteursgruppen einer genaueren Untersuchung. Er fragt nach der Rolle der jeweiligen polnischen Könige, Ratsmitglieder sowie verschiedenen Würdenträger, deren Tätigkeit sich in den diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und Polen nachweisen lässt. Er versucht dabei Veränderungen, die sich aus den Entwicklungen in einzelnen Ämtern und Funktionen im Untersuchungszeitraum ergaben, knapp zu skizzieren, aber auch individuelle Handlungsspielräume aufzuzeigen. Aufmerksamkeit schenkt S. auch der Frage nach der jeweiligen Qualifikation, die Gesandte oder andere mit unterschiedlichen diplomatischen Aufgaben betraute Personen für die Durchführung ihrer jeweiligen Mission vorzuweisen hatten.

Nachfolgend analysiert S. verschiedene Typen von Dokumenten, die sich im Rahmen diplomatischer Kontakte seit dem Mittelalter entwickelt haben, wie Kredenz- und Geleitbriefe, Instruktionen und andere Schriftstücke, die der inhaltlichen Vorbereitung von Ver-

handlungen dienen. Viel Raum wird der Korrespondenz gewidmet, die, was die polnische Seite betrifft, differenziert nach Ausstellern betrachtet wird. Die einzelnen Dokumentengattungen werden vom Vf. nach folgendem Schema untersucht: Nach einer einleitenden Skizze der Entwicklung der jeweiligen Gattung in der Diplomatie der übrigen europäischen Höfe wird der Brauch nachgezeichnet, der sich allgemein für den polnischen Hof und speziell in den Beziehungen zum Deutschen Orden aufgrund des erhaltenen Quellenmaterials nachzeichnen lässt. Besondere Aufmerksamkeit hat der Vf. dabei den unterschiedlichen Zwecken, die mit der Ausstellung dieser Schriftstücke jeweils verbunden waren, sowie ihrem konkreten Funktionieren gewidmet.

Im dritten Hauptteil der Untersuchung stehen verschiedene Anlässe im Fokus, bei denen es zu direkten Kontakten und persönlicher Kommunikation kommen konnte. S. diskutiert in diesem Abschnitt sehr unterschiedliche Kommunikationssituationen: Er behandelt einfache Verhandlungen, Gesandtschaften und Tagfahrten, aber auch die Umstände von Audienzen, von Kriegserklärungen sowie der Beendigung von kriegerischen Auseinandersetzungen. Sein Augenmerk ist dabei vor allem auf Fragen der Organisation und praktischen Durchführung gerichtet, die beispielsweise auch das Sprachproblem berühren.

Dem Vf. gelingt es zu zeigen, dass die Instrumente, derer sich die polnische Diplomatie im Spätmittelalter bedienen konnte, nicht streng normiert waren und gerade dadurch flexibles, situationsadäquates Handeln ermöglichten. Als Personal stand dem polnischen König eine ganze Reihe erfahrener Persönlichkeiten zur Verfügung, die den Deutschen Orden und seine Vertreter aus verschiedenen Kontexten kannten. Sofern es die Überlieferung zulässt, streift S. neben Praktiken der königlichen Kanzlei auch die litauischen Verhältnisse. Durch steten Vergleich mit den zeitgenössischen Verhältnissen im westlichen Europa arbeitet er heraus, dass sich die diplomatischen Verfahren, die sich im Umfeld des polnischen Königshofes herausgebildet hatten, im Wesentlichen den allgemeinen europäischen Mustern diplomatischer Praxis entsprachen. Dies sei, wie einleuchtend dargelegt wird, auch dem Herkunftsmilieu der Diplomaten auf beiden Seiten, seiner spezifischen höfisch-adligen Kultur sowie einem gemeinsamen Repertoire an Normen und Ritualen geschuldet. Der Vf. hat mit seiner detailreichen Studie, der viele Leser zu wünschen sind, ein facettenreiches Bild von diplomatischen Praktiken im spätmittelalterlichen Europa gezeichnet.

Neben dem üblichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie dem die Arbeit weiter erschließenden Personenindex hat S. zwei zusätzliche, nützliche Anhänge angefügt: Dort führt er sämtliche Gesandtschaften und Tagfahrten auf, die zwischen dem Deutschen Orden und polnischen Partnern im Untersuchungszeitraum ausgetauscht bzw. organisiert wurden und sich aus der chronikalischen Überlieferung und dem erhaltenen Aktenmaterial rekonstruieren ließen.

Kiel – Mainz

Maike Sach

Das Soldbuch des Deutschen Ordens 1410/1411. Teil II: Indices mit personengeschichtlichen Kommentaren. Bearb. von Sven Ekdahl. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 23/II.) Böhlau Verlag. Köln u.a. 2010. 408 S. ISBN 978-3-412-20583-6. (€ 49,90.)

Was lange währt, wird endlich gut! Das darf man zu Recht an den Beginn dieser Besprechung stellen. Bereits Johannes Voigt hatte 1843 in seinen „Namen-Codex der Deutschen Ordens-Beamten“¹ eine eigene Rubrik „Namen der an der Tannenberger Schlacht

¹ JOHANNES VOIGT: Namen-Codex der Deutschen Ordens-Beamten, Hochmeister, Landmeister, Grossgebietiger, Komthure, Vögte, Pflieger, Hochmeister-Kompane, Kreuzfahrer und Söldner-Hauptleute in Preussen, Königsberg 1843.

und an der Verteidigung des Haupthauses Marienburg teilnehmenden Rottenführer und Söldner“ aufgenommen (S. 119-125). Dabei hatte er versucht, ihre regionale Herkunft herauszufinden: Schlesier, Österreicher, Sachse, Rheinländer, Lausitzer usw. Wie die Schlacht von Tannenberg (Grunwald) seitdem an Interesse eher gewann als verlor – spielte sie doch im Nationalitätenkampf in Polen seit der Mitte des 19. Jh.s und in Preußen/Deutschland seit dem „zweiten Tannenberg“ von 1914 eine fortdauernde Rolle –, so blieb auch das Interesse daran erhalten, wer auf wessen Seite 1410 mitgekämpft hatte. Schließlich handelte es sich um eine der größten – wenn nicht gar die größte – der Landschlachten des Mittelalters, an der in erheblichem Maße Söldner aus Mitteleuropa beteiligt waren. Auch stellte sich die Frage, wer von den Söldnern vielleicht in Preußen geblieben war, als Vorfahr einer bis 1945 ansässigen Familie, wie wir es auch aus der Zeit nach dem Dreizehnjährigen Krieg in der Mitte des 15. Jh.s kennen.

1988 legte Sven Ekdahl im Zuge seiner bereits seit langem andauernden und auch heute noch fortdauernden Arbeiten über die Schlacht und ihr politisches, historiografisches und rezeptionelles Umfeld „Das Soldbuch des Deutschen Ordens 1410/1411“² vor. Neben den Abrechnungen spielten die Erkenntnisse über Kriegs- und Söldner-, Finanz- und Verwaltungsgeschichte eine erhebliche Rolle. Die ausgezeichnet erarbeitete und kommentierte Edition hatte allerdings keine Register, was sich immer wieder schmerzlich bemerkbar machte, besonders für die genealogische Forschung. Das wird nun in unerwarteter Form nachgeholt.

In einer knappen Einleitung skizziert E. als Hintergrund das Söldnerwesen des Deutschen Ordens hinsichtlich Werbung für kurze Zeit, längerfristiger Beziehungen, Ausrüstung, Sold, Schadensersatz und Bereicherung. Sodann widmet er sich sehr konkret den Ereignissen des Jahres 1409, König Wenzels von Böhmen Schiedsspruch 1410, den Werbungen des Ordens für einen Angriffskrieg, den Ausgleichsbemühungen König Sigismunds von Ungarn, die einen Werbestopp des Ordens zur Folge hatten und zu einem gemeinsamen Verhandlungstag in Thorn führen sollten, der jedoch nur vom Orden besucht wurde und eine herbe diplomatische Schlappe für ihn darstellte. Das hatte entscheidende Bedeutung für die spätere Schlacht, weil viele der Söldner in der Zwischenzeit in polnische Dienste traten oder zu spät in Preußen ankamen – der verbündete ungarische König trug somit indirekt erhebliche Mitschuld am Ausgang der Schlacht für den Orden.

Nach der Schlacht spielten die Söldner bei der Rückeroberung Preußens durch den Orden ebenfalls eine Rolle, und der neue Hochmeister Heinrich von Plauen beklagte sich, dass er zum Friedensschluss gedrängt worden sei, obwohl er inzwischen – im Herbst 1410 – dem polnischen König mithilfe der Söldner überlegen gewesen sei. Da der Erste Thorner Friede 1411 ungewöhnliche Bestimmungen kannte infolge des Zusatzvertrages zur Zahlung erheblicher Summen durch den Orden an den polnischen König (worüber es anschließend Streitereien gab), mussten etliche Ordenssöldner noch längere Zeit in polnischer Gefangenschaft bleiben – nach damaligem Fehderecht ungewöhnlich.

Das „Soldbuch“ dokumentiert eine deutliche Wende in der preußischen Ordensgeschichte. Vom Beginn des 15. Jh.s an konnte der Orden keine militärischen Auseinandersetzungen mehr ohne Söldner führen; sie „trugen zur Auszehrung der Ordensfinanzen bei, waren aber zugleich eine Art ‚Lebensversicherung‘ des Ordens“. Es gab unter ihnen „Verlierer, die ihren Einsatz mit dem Leben bezahlten, aber auch mächtige Gewinner [...] So entstand der Großgrundbesitz vieler bekannter ostpreußischer Adelsgeschlechter“ (S. 11).

² Das Soldbuch des Deutschen Ordens 1410/1411. Die Abrechnungen für die Soldtruppen. Mit ergänzenden Quellen, bearb. von SVEN EKDAHL, Köln u.a. 1988 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 23/I).

E. spürt diesen Adelsgeschlechtern nach, nicht nur in Form eines einfachen Registers, gegebenenfalls mit Angabe der Herkunftsregion, wie es bereits Voigt versucht hat, sondern in der für ihn typischen Arbeitsweise: Er will es stets ganz genau wissen. In alphabetischer Reihenfolge geht er jedem einzelnen Söldner und Gast des Ordens jener Jahre nach, d.h. denen, die im ersten Teil der Edition verzeichnet sind. Insofern erfüllt dieser Band sehr wohl die Funktion eines normalen Personenregisters mit entsprechender Seitenangabe für den ersten Band, genauso wie er ein vierseitiges Ortsregister enthält. Doch dann kommt die eigentliche Arbeit: Jede Person wird in ihr Heimatgeschlecht eingeordnet, und es folgt eine regelrechte Kurzbiografie, vor und – sofern sie es überlebt hatte – nach Tannenberg. Für den Aufenthalt in Preußen erfolgt die Zuordnung zur militärischen Kampfeinheit, die Angabe des Soldes, eventueller Schadenshilfen, Reisezehrung. Es ist ein 360 Seiten umfassendes biografisches Nachschlagewerk über die Söldner und Gäste des Ordens 1409/1410 entstanden, und da sie aus Schlesien, der Ober- und Niederlausitz, Sachsen, Meißen, Böhmen bis hin zum Rheinland kamen, ebenfalls eine gesamtdeutsche Militärprosopografie des beginnenden 15. Jh.s. Dabei sind alle Angaben penibel belegt; allein das Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst mehr als 14 Seiten.

Manche bekannten Namen begegnen, wie etwa Dohna, Eulenburg, Gersdorf, Haugwitz, Kittlitz, Köckritz, Plauen, Prittowitz, Schlieben, Seydlitz oder Zedlitz. Auch gibt es Namen, die als Deutschordensritter des 17. und 18. Jh.s wieder auftauchen, etwa der Franke Wenckheim. Ebenso erlebt man Überraschungen, etwa bei „Hannus Pfyffer“, der in der musikwissenschaftlichen Literatur bislang als Pfeifer, also Musiker angesehen wurde, in Wirklichkeit jedoch Söldner war. Es handelt sich bei dem Band um eine wahre Fundgrube. Daher sei man jetzt nicht traurig, dass es bis zum Erscheinen so lange gedauert hat – es hat sich gelohnt. Jeder, der prosopografisch gearbeitet hat, weiß, wie viel Mühe darin steckt und dass es immer noch Ergänzungen und Verbesserungen geben kann. Hiermit aber hat der Vf. ein bewundernswertes Ergebnis für 822 Personen vorgelegt, das auch bei punktuellen Ergänzungen seinen Wert behalten wird.

Bonn

Udo Arnold

Jacek Friedrich: Neue Stadt in altem Gewand. Der Wiederaufbau Danzigs 1945-1960. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 4.) Böhlau Verlag. Köln u.a. 2010. 276 S. ISBN 978-3-412-20312-2. (€ 42,90.)

Rekonstruktionen historischer Bauten stehen hoch im Kurs. Den damit verbundenen, kontrovers geführten öffentlichen Debatten folgt nun die wissenschaftliche Forschung, darum bemüht, den sich in der Praxis vollziehenden Paradigmenwandel auf die Ebene architekturgeschichtlicher Reflexion zu heben. Nicht als Kopien oder gar Fälschungen seien Rekonstruktionen zu verstehen, sondern als ein beständig wiederkehrendes Prinzip architektonischen Schaffens. Der Wiederaufbau von Danzig (Gdańsk) nach 1945 wird dabei – neben jenem von Warschau (Warszawa) – nicht selten an vorderer Stelle genannt, als Beispiel einer bewussten und durch die besondere Situation Polens nach dem Zweiten Weltkrieg legitimierten Abkehr von der modernen Denkmalpflege, die die Authentizität historischer Bauten zum Dogma erhoben hatte.

„Die Wiederherstellung Danzigs in seiner historischen Form“ sei, so urteilt Konstanty Kalinowski, „eine rein politisch motivierte Entscheidung“¹ gewesen. Die vorliegende Ar-

¹ KONSTANTY KALINOWSKI: Rückgriff auf die Geschichte. Der Wiederaufbau der Altstädte in Polen – das Beispiel Danzig, in: Die Schleifung. Zerstörung und Wiederaufbau historischer Bauten in Deutschland und Polen, hrsg. von DIETER BINGEN und

beit Jacek Friedrichs, die 2000 als Dissertation an der Universität Danzig vorgelegt wurde, stellt diese Deutung zwar nicht grundsätzlich in Frage, modifiziert und differenziert sie jedoch. Dabei liegt der Wert der Arbeit nicht so sehr in der wenig überraschenden Feststellung, dass der Wiederaufbau Danzigs „keine einfache und unmittelbare Nachahmung der Stadt, wie sie vor 1945 existierte“, sondern „eine auf nur wenige alte Elemente gestützte, neue städtebauliche Struktur“ gewesen sei (S. 243), als vielmehr darin, dass der Autor in einer vielschichtigen Analyse den diskursiven Charakter des Wiederaufbauprozesses anschaulich werden lässt. Der Wiederaufbau Danzigs wird so eben nicht als Rekonstruktion, sondern als ein sich an der Idee der Rekonstruktion abarbeitendes Original der polnischen Nachkriegszeit erkennbar.

Gegenstand der Untersuchung ist der Wiederaufbau der sog. Rechtstadt, wie er nach den Zerstörungen im Frühjahr 1945 diskutiert und ab dem Juni 1949 in Angriff genommen wurde. Das Ende seines Untersuchungszeitraums bestimmt F. mit dem Jahr 1960, „in dem der Wiederaufbau Danzigs als weitgehend einheitliches, nach allgemeinverbindlichen, wenn auch gelegentlich modifizierten Grundsätzen durchgeführtes Projekt an sein Ende kommt“ (S. 12). Im Unterschied zu bisherigen Darstellungen, die von den Erinnerungen am Wiederaufbau beteiligter Personen geprägt waren, stützt sich die vorliegende Arbeit auf umfassende Archivrecherchen und eine systematische Auswertung gedruckter Quellen. Dabei gelingt es F. mit einem klugen Aufbau, der Komplexität des gewählten Gegenstandes gerecht zu werden und diese systematisch zur Anschauung zu bringen.

In den ersten beiden Kapiteln rekonstruiert er die Rahmenbedingungen sowie das Ringen um ein konsensfähiges Konzept für den Umgang mit der kriegszerstörten Stadt. Die Diskussion um den Wiederaufbau habe mit dem Verweis auf ihre Bedeutung für die polnische, aber auch die europäische Kultur unmittelbar nach dem Übergang Danzigs in die polnische Verwaltung 1945 eingesetzt. Im Laufe des Jahres 1947 habe sich in der Kontroverse Wiederaufbau vs. Neubau „die Waagschale zu Gunsten der historischen Option“ (S. 75) geneigt; im Folgejahr wurde der Wiederaufbau Danzigs von der polnischen Regierung beschlossen.

In den anschließenden vier Kapiteln folgt F. der Chronologie des Wiederaufbaus, wobei er je einen Straßenzug auswählt, an dessen Entstehung er exemplarisch einen für das historische Verständnis des Wiederaufbaus wesentlichen Aspekt eingehender diskutiert. So analysiert er anhand der ersten wiedererrichteten Straße, der Hundegasse, die Verknüpfung des Wiederaufbaus mit der Idee des „neuen Menschen“. Diese Formel stellt F. als eine der „wirksamsten rhetorischen Wendungen, die im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau Danzigs auftauchen“ (S. 94), heraus. Bestarbeiter, Rapidbau, Frauen auf dem Bau und die republikweite Konkurrenz im Wiederaufbau werden dabei nicht nur in ihrer propagandistischen Zielrichtung zur Etablierung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung erkennbar, sondern auch in ihrer integrativen Rolle hinsichtlich der unterschiedlichen sozialen Schichten und der sich neu formierenden lokalen Gemeinschaft. Anhand des so genannten Königswegs, der Hauptachse der Rechtstadt, diskutiert F. die Integration des sozialistischen Realismus in den Wiederaufbau, was etwa durch das Einfügen einzelner „sozialistischer“ Bauten (Kino Leningrad, Post) oder aber in Form temporärer Festgestaltung erfolgt sei. Mit der Darstellung der Planungsgeschichte der Breitgasse diskutiert F. eine zentrale These seiner Arbeit: Der Wiederaufbau sei als ein Kompromiss zwischen der Forderung der Denkmalpflege nach einer historisch korrekten Rekonstruktion und dem kreativen Umgang mit dem historischen Stadtraum durch die Planer zu verstehen. Die Anerkennung sozialer Notwendigkeiten auf der einen Seite und die Wertschätzung historischer Stadtkerne als urbane Stadtzentren auf der anderen Seite seien hierfür die Voraussetzung gewesen.

HANS-MARTIN HINZ, Wiesbaden, 2005 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, 20), S. 80-95, hier S. 89.

Auf ein bemerkenswertes und für das Verständnis des Wiederaufbaus wesentliches Paradox verweist F. anhand der Häckergasse, die als einer der wenigen Straßenzüge von den Kriegszerstörungen verschont geblieben war, jedoch parallel zum Wiederaufbau dem Verfall anheim gegeben wurde. In dieser „Niederlage der Geschichte“, so die Kapitelüberschrift, scheint die Distanzierung der Geschichte, ihre (Re-)Konstruktion durch den Wiederaufbau, besonders markant auf. Das Abrücken vom Konzept des Wiederaufbaus bespricht F. anhand der Planungen für das Theater am Kohlmarkt, in dessen Realisierung sich schließlich der „Triumph der Moderne“ manifestierte.

F.s Studie führt die hohe und gewissermaßen dreifache integrative Wirkung des Projektes für die Gesellschaft vor Augen: als ein Weg zur Aneignung der für die meisten neuen Danziger fremden Stadt, als Mittel ihrer Polonisierung und schließlich als Medium für die Etablierung einer neuen sozialen Ordnung. Dabei bot es offenbar ein hohes Identifikationspotenzial insbesondere für die unmittelbar mit dem Wiederaufbau betrauten Berufsgruppen. Die Bedeutung der politischen Entscheidungen für die Durchführung des Projektes tritt in F.s Analyse hinter die Bedeutung der von den intellektuellen Eliten und den Fachleuten geprägten Entscheidungsprozesse spürbar zurück. So scheint die Anlehnung an die italienische – nicht Danziger – Renaissance nicht in erster Linie der Prämisse einer nationalpolitischen Stilfindung oder gezielter politischer Programmatik gefolgt zu sein. Vielmehr beschreibt F. sie als etwas dem ganzen Projekt Eingeschriebenes, als etwas Zeitgeistiges; nicht zuletzt als Vorlieben der beteiligten Künstler, die mit diesen Formen das so genannte „Goldene Zeitalter“ eines starken polnischen Königtums assoziiert hätten.

Ungeklärt bleiben allerdings die konkreten planerischen Grundlagen für die architektonische und städtebauliche Rekonstruktion: Wie etwa für Stettin (Szczecin) oder Breslau (Wrocław) gab es auch für Danzig keine polnische Planungstradition, an die 1945 unmittelbar hätte angeknüpft werden können. Umso bemerkenswerter erscheint die Kongruenz der Charakterisierung der städtebaulichen Werte Danzigs durch (deutsche) Theoretiker vor 1945 und (polnische) Verfechter eines Wiederaufbaus nach dem Krieg. Dieses Indiz wirft neben anderen die – von F. nicht diskutierte – Frage nach einer zumindest teilweisen Kontinuität städtebaulicher Diskurse über den Einschnitt von 1945 hinweg auf. Anders als beim Wiederaufbau Warschaus oder Posens (Poznań), bei dem, so F., ein hoher Grad an Korrektheit im historischen Detail angestrebt worden sei, habe in Danzig die Erzeugung eines assoziativen historischen Stadtraums im Vordergrund gestanden. Es ist dies eine Auffassung von städteräumlicher Rekonstruktion, die auch der so genannten „Wiederherstellung des alten Stadtbildes von Danzig“ ab 1934 zu Grunde gelegen hatte. Ob hierin eine durch die Nutzung von Unterlagen aus der Vorkriegszeit bedingte Kontinuität zu erkennen ist oder ob in beiden Fällen mit der gleichen Strategie versucht wurde, der Unmöglichkeit einer nationalen Kodierung der Stadt durch einen konkreten historischen Bezug zu begegnen, wäre nunmehr zu prüfen.

Diese Überlegung fügt sich den Perspektiven hinzu, die der Autor selbst für eine vertiefende Auseinandersetzung mit dem Wiederaufbau Danzigs, etwa in soziologischen Studien, erblickt. F. bietet hierfür mit seiner komplex angelegten und quellenbasierten Studie einen guten Ausgangspunkt.

Berlin

Katja Bernhardt

Dimitri Steinke: Die Zivilrechtsordnungen des Baltikums unter dem Einfluss ausländischer, insbesondere deutscher Rechtsquellen. (Osnabrücker Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 16.) V&R unipress. Göttingen 2009. 243 S. ISBN 978-3-89971-573-6. (€ 39,90.)

Obwohl der Titel des Buches sich scheinbar auf die aktuellen Zivilrechtsordnungen der baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen bezieht, liegt eine rechtshistorische Abhandlung vor. Der betrachtete Zeitraum umfasst nicht weniger als die letzten acht Jahrhunderte: ein ungeheures Vorhaben für eine Dissertation, die ja gewöhnlich eine selbständige

und abschließende Untersuchung eines klar umrissenen neuen Forschungsproblems ist oder sein sollte. Bei dem hier zu besprechenden Buch trifft dies nicht zu. In einer sehr knappen Einleitung, die keine Auskunft über den Forschungsstand oder über die eigene Forschungsfrage und -methode gibt, versucht Dimitri Steink e, „anhand ausgewählter Beispiele die Entstehung und Fortbildung der Privatrechtsquellen unter dem Einfluss ausländischer Rechtstraditionen nachzuzeichnen“ (S. 11). Nach welchen Kriterien die Beispiele ausgewählt wurden und wofür diese Auswahl repräsentativ sein soll, bleibt unerwähnt. Stattdessen bekommt man auf ca. anderthalb Seiten einen kurzen Überblick über die in der Tat wechselhafte Geschichte der baltischen Region. Zu Beginn jedes Kapitels finden sich erneut historische Abrisse. Diese nehmen relativ viel Platz von dem ohnehin nicht besonders großen Gesamtumfang von ca. 225 Textseiten in Anspruch. Eine stärkere Konzentration auf die Zivilrechtsordnungen hätte der Abhandlung gut getan. Es ist zwar richtig, dass die Geschichte der östlichen Ostseeregion nicht überall bekannt ist, aber eine Chronologie im Anhang hätte ausreichend über die historischen Rahmenbedingungen informiert. Jetzt stehen die relativ umständlichen historischen Schilderungen ziemlich einsam am Beginn eines jeden Kapitels, weil sie in die folgenden rechtshistorischen Ausführungen in der Regel nicht mehr einbezogen werden.

Der Vf. legt das Schwergewicht seiner Untersuchung auf die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rechtsaufzeichnungen. Die entsprechenden Kapitel zu der altlivländischen (bis 1561) und litauischen (bis Ende des 16. Jh.s) Rechtsgeschichte machen etwa die Hälfte des Buches aus und lassen die andere Hälfte übrig für alle folgenden Kapitel zur est-, liv- und kurländischen Rechtsgeschichte unter schwedischer und polnischer Herrschaft, zur litauischen Rechtsgeschichte in der polnisch-litauischen Union, zur Rechtsgeschichte der so genannten Ostseeprovinzen Est-, Liv- und Kurland und der litauischen Nordwestgouvernements im russischen Zarenreich, der unabhängigen Republiken Estland, Lettland und Litauen in der Zwischenkriegszeit, der sowjetisch besetzten und annektierten gleichnamigen baltischen Unionsrepubliken sowie zur jüngsten Rechtsreform der seit 1991 wieder unabhängigen drei Republiken. Die hier grob nachgezeichnete Gliederung folgt den Verlauf der politischen Geschichte. Diese Darstellungsweise bestätigt zwar die Behauptung in der Einleitung, dass „die politischen Veränderungen und Umwälzungen für die Rechtsentwicklung erhebliche Folgen hatten“ (S. 12), lässt aber die von den politischen Umwälzungen doch öfters abweichenden und auch in diesem Buch nachgezeichneten Zäsuren und Kontinuitäten der Privatrechtsgeschichte der untersuchten Territorien leider nicht zum Vorschein kommen. Gerade für das Zivilrecht kann man ebenso gut die These vertreten, dass die politischen Veränderungen und Umwälzungen erst ab der sowjetischen Besetzung ab 1940 für die Rechtsentwicklung erhebliche Folgen hatten – im Unterschied zu allen bisherigen neuen Herrschern haben die sowjetischen Machthaber in der Tat das bis dahin geltende Recht *in toto* aufgehoben; bei der jüngsten Privatrechtsreform hat jeder baltische Staat auf eigene Weise, aber alle relativ schnell, das sowjetische Zivilrecht durch ganz neue (Estland durch Einzelgesetze 1993-2002), wieder eingeführte alte (Lettland 1993 mit dem Zivilgesetzbuch von 1937) oder gründlich reformierte Bestimmungen der sowjetischen Kodifikation (Litauens neues Zivilgesetzbuch aus dem Jahr 2000) ersetzt.

Auch die Kategorie „ausländisches Recht“ bzw. „ausländische, insbesondere deutsche Rechtsquellen“ lässt sich erst für die jüngere Zeit anwenden. Die altlivländischen Hansestädte mit Lübischem, Visbyschem oder Hamburgischem Recht und die Einbeziehung der mittelalterlichen litauischen Städte in die Stadtrechtsfamilie des Magdeburger Rechts lassen sich nicht „unter dem Einfluss ausländischer Rechtsquellen“ erschließen. Das Recht der deutsch(baltisch)en Oberschicht, das im heutigen Estland und Lettland nach den Eroberungen durch die sächsischen oder westfälischen – noch keinesfalls „deutschen“ – Kreuzzügler im 13. Jh. bis zum Untergang des Zarenreichs in Kraft war, ist in den früheren Forschungen als eines von vielen deutschen Partikularrechten behandelt worden. Wenn man dieses Konzept nicht mehr für richtig hält, sollte man für einen neuen Ansatz bessere Argumente vorlegen, was hier aber nicht geschehen ist. Auch das alte russische Recht, das

das litauische Recht nach der Eroberung des größten Teils der Kiever Rus' durch das litauische Großfürstentum beeinflusst hatte, lässt sich kaum als „ausländisch“ bezeichnen. Es ließen sich noch mehr Beispiele anführen. So wirken die nachgezeichneten Einflüsse zumindest für die ältere Privatrechtsgeschichte anachronistisch.

Der Vf. kommt immerhin seiner Aufgabe, die wichtigsten Daten der allgemeinen politischen Geschichte, der äußeren Rechtsgeschichte und der ausgewählten Beispiele aus den früheren Forschungen zu den zivilrechtlichen Quellen aus der baltischen Region zusammenzuführen, relativ fleißig nach. Für einen Einstieg in das Thema und als eine zusammenfassende Erläuterung älterer Forschungen nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Russisch, Polnisch, Weißrussisch und Litauisch ist das Buch gut brauchbar.

Tartu

Marju Luts-Sootak

Pietro Umberto Dini: Aliletoescvr. Linguistica baltica delle origini. Teorie e contesti linguistici nel Cinquecento. Books & Company. Livorno 2010. 844 S. ISBN 978-88-7997-115-7. (€ 50,-)

This volume by the Italian Baltist Pietro Umberto Dini reveals new horizons not only in the studies of Baltic languages, but also in the spread of humanist ideas in the culture of the Baltic region. The monograph is appealing and relevant for scholars of various fields of human sciences. This recent work has an intriguing title and extends over an imposing number of pages.

The large size of this book meets the eye, as well as the research mentioned in the introduction at the Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen and the W. F. Bessel Award of the Alexander von Humboldt-Stiftung, which undoubtedly contributed to the preparation of this monograph. It is possible to say that in a certain sense D.'s previous study¹ had become a basis for this author's new volume. However, a comparison of these two monographs is not very appropriate, because they are fundamentally different. The first of them is a theoretical work devoted to the comparative investigation of the Baltic languages. On the other hand, in "Aliletoescvr" this field of linguistic research includes the entire historical context of the Baltic region. This, in fact, is completely new, not only in Baltic studies, but also in the cultural and historical research of the Baltic region, when the development of this region is being analyzed from a linguistic point of view.

This enlargement of the historical-linguistic perspective requires, however, from the author a special awareness of his goal of bringing together the whole panoply of theories presented in this book: Latin, Slavic, Illyrian, German, Hebraic, which had been formed in the Humanist epoch. The innovation and value of this work consists in the fact that it is a subtle rendering of miscellaneous historiographical works and their evaluations, which are often in conflict with one another. D., on the basis of genealogical research and the interpretation of myths, has made clear the historical analysis of the Baltic languages at the same time as demonstrating the cultural and linguistic diversity of this region.

A new aspect of the Renaissance theory about the ancient Roman origin of the Lithuanians is presented in this work. Although the political and national aspects of this legend have been examined down to the present day, its linguistic features have still been too little researched. D., quoting the work of the German Lutheran Theologian Johann Funck "Chronologia" (1552), has set forth various facts about the spread of this legend in 16th

¹ PIETRO UMBERTO DINI: *Le lingue baltiche*, Firenze 1997 (Biblioteca di cultura, 223; *Lingue d'Europa*, 5), which was soon translated into Lithuanian, Latvian, and Russian, see IDEM: *Baltų kalbos: lyginamoji istorija* [Baltic languages: A comparative history], Vilnius 2000; IDEM: *Baltu valodas* [Baltic languages], Rīga 2000; IDEM: *Baltijskie jazyki* [Baltic languages], Moskva 2001.

century Prussia, facts related to the events of King Mindaugas' (Mindowe, Mendog) baptism as a Roman Catholic by the Teutonic Order and his coronation (pp. 172-173). All this had not previously been studied thoroughly in the historiography.

It might be noted that in the history of Prussia by Christoph Hartknoch², quoted by the author (p. 672), one can find Michalo Litvani's affirmation: "Nos Litvani ex Italo sermone oriundi sumus", that certainly gives evidence about the political context of this Renaissance legend and raises further intriguing questions. Beyond that, in his examination of the Latin theory, D. discovered in the work of Maciej Strubicz a yet unknown application of this theory to the Estonian language (pp. 687-688).

Furthermore, the author dedicates more attention in a different way from previous historiography to the Italian author Alessandro Guagnini and to his work "Sarmatiae Europae descriptio" (1578) which was almost forgotten and not sufficiently taken into consideration since it was thought to have been plagiarized from Maciej Strykowski's "Kronika polska, litewska, żmódzka i wszystkiej Rusi" (1581) (pp. 202-207, 293-294).

Strykowski's complaints about Guagnini's "appropriation" of almost half of his "Chronicle" later became a crucial topic of historical debate. As the German historian David Braun noted in "De Scriptorum Poloniae et Prussiae" (1723), those two works were effectively different because Guagnini wrote in Latin and Strykowski in Polish, not to speak of their motivations and the circumstances leading to their creation. Meanwhile, the author explains very well the problem of this savage rivalry between the two Renaissance *coryphées*, Strykowski and Guagnini – a rivalry had already started between them in the late sixteenth century. D. has showed the significance of both of these works for Baltic linguistics, emphasizing their essential differences (pp. 202-214).

The works of Enea Silvio Piccolomini (Pope Pius II), Erasmus Stella, Filippo Buonaccorsi Callimaco and of many others, that had already become classics, are being studied again in this research on the Renaissance Baltic paleocomparativism. The other linguistic theories prevailing at that time are also analyzed, such as the Greek theory of Prussian, widespread in 16th century Prussia; the Valachian variant of the Latin theory, formed in the middle of 16th century Germany; Slavic and others with their ideas and attitudes. Moreover, the author has shown how the outline of European history emerges in the light of these numerous arguments, the reflections of which can also be seen in the history of the Baltic region, as for example in the confrontation between Germany and France for power and the prestige of their origin and language, which made an impact on the historiographical thought in the middle of the 16th century (p. 194).

This investigation emphasizes the enigmatic title of the book "Aliletoescvr", which is derived from the sixteenth century alchemic world. In fact, the author does not aim to attract the reader's attention at any price or to simply to amuse him. The choice he made was a purposeful one, because it served to present the singularity of the period under investigation, in which there arose the genesis of ideas about the Baltic languages. Thus this title, as a reference to the ancient tracts on alchemy, represents the structure of the volume itself, which at first sight may appear rather complicated to one wishing to make sense of the variety of theories.

The volume consists of eleven long chapters, divided into subchapters which are, in turn, arranged in smaller sections dedicated to a concrete topic. In addition, it is possible to identify several main levels in the book's subject matter, such as visual material (tables, diagrams and maps); large insertions of old texts written in different languages: Greek, Latin, Italian, German, English, Polish, Old Russian and others, and, finally, the text itself, distinguished by attention to detail as well as care with regard to unevaluated generaliza-

² CHRISTOPH HARTKNOCH: Alt- und neues Preussen oder Preussischer Historien Zwey Theile, Frankfurt – Leipzig 1784.

tions or judgments. This in fact is typical of Italian historiography, which has been elaborating on its own traditions since the Renaissance period.

In doing so, D. presents a new and at the same time innovative monograph. On the basis of old descriptions about *Lituaniae*, *Samogethiae*, *Prussiae*, *Livoniae*, *Sambiae* he has discussed the origin of the Baltic languages and their research traditions established under the influence of Renaissance humanist culture showing their peculiarities and their development, which had, hitherto, not been studied so thoroughly or carefully.

Kaunas

Aušra Baniulytė

Baltische Literaturen in der Goethezeit. Hrsg. von Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias und Thomas Taterka. Königshausen & Neumann. Würzburg 2011. 508 S. ISBN 978-3-8260-3617-0. (€ 39,80.)

Die Rezeption der Aufklärung im Baltikum hatte ebenso wie andernorts einen fundamentalen Wandel des Menschenbildes zur Folge und das Potenzial, die Gesellschaftsordnung grundlegend zu ändern. Die politischen Folgen reichten tatsächlich bis zur Ausbildung der Nationalstaaten im Baltikum im 20. Jh.

Der zu besprechende Band versammelt 14 Beiträge von Autorinnen und Autoren aus Estland, Lettland und Deutschland, die sich mit Spuren und Auswirkung der Aufklärung in Prosa, Lyrik, Presse- und Theaterwesen, Verlags- und Übersetzungstätigkeit befassen. Die Aufsätze bewegen sich zwischen Literatur- und Kulturgeschichte und weisen häufig stark biografische Bezüge auf. Der Band ist nicht weiter untergliedert, zu unterschiedlich sind die Themen, die 2006 auf einer Tagung in Riga präsentiert wurden. Sie beruhen auf Quellen- und/oder Literaturstudien. Einige bieten detaillierte Basisinformationen bis hin zu Quelleneditionen, andere gehen über Projektskizzen kaum hinaus; einzelne aber stellen grundlegende Thesen zur Bewertung der baltischen Nationalliteraturen auf, die wichtige Anstöße zur weiteren Forschung bieten.

In ihrem sehr gelungenen Beitrag zur Themenstruktur von Zeitschriftenartikeln untersucht Aiga Šemeta deutschsprachige Periodika in Livland und Kurland. Dieser Versuch, eine Öffentlichkeit aufzubauen, hatte nur zum Teil eine dezidiert politische Zielrichtung. Sie äußerte sich in den *Gelehrten Beiträgen*, die, wie Šemeta herausstellt, zunächst einmal als Anreiz zum Kauf der Anzeigenblätter dienten. Meist handelte es sich um Wiedergaben aus anderen Zeitschriften, originäre Beiträge waren nicht namentlich gekennzeichnet. Das Themenspektrum deckte zu einem Drittel die Geschichte und zu einem weiteren Drittel naturwissenschaftliche, medizinische und landwirtschaftliche Themen ab, die übrigen Beiträge variierten zwischen philosophischen und religiös-moralischen Abhandlungen. Waren die *Gelehrten Beiträge* auf Ereignisberichte spezialisiert, so bot die Gattung der Meinungsblätter, zu der die *Mitauische Monatsschrift* zählte, viel Historisches, setzte sich aber auch mit Kernfragen der Zeit wie der Leibeigenschaft auseinander. Das Thema kam selbst in den Anzeigenblättern zu Sprache, nämlich dort, wo „Entlaufene Leute“ gesucht wurden. Laut Šemeta fanden die Periodika eine mäßig interessierte Öffentlichkeit, obwohl auch Beiträge in lettischer Sprache erschienen.

Der einzige Beitrag zur Gender- bzw. Frauenforschung enttäuscht. In ihrem Aufsatz zu weiblicher Autorschaft in deutschbaltischen Zeitschriften greift Kairit Kaur zwar ein spannendes Thema auf, das sich mit ähnlichen Tendenzen im übrigen Russländischen Imperium und in Deutschland verbinden ließe, doch beschränkt sie sich im Wesentlichen auf die Problematisierung des Quellenmaterials und auf den Abdruck einiger Gedichte.

Dagegen kann Martin Klöcker am Beispiel eines Trauergedichtes bereits auf die Ergebnisse des Projektes „Handbuch des personalen Gelegenheitsschrifttums“ bis 1800 verweisen, an dem er mitwirkte und das mehr als 6 000 Gedichte verzeichnet. Literarisch von zweifelhafter Qualität, sieht Klöcker die Bedeutung dieser Gebrauchslyrik als „Knotenpunkt in diesem literarischen Netz“ (S. 79), nämlich dem gesellschaftsverbindenden Geflecht. Für die Literatur- und Gesellschaftsgeschichte ließe sich, so Klöckers Ansatz, eine Zusammenstellung nach Region statt nach Gattung fruchtbar machen. Ähnliche Strukturen

beschreibt Dirk Sangmeister in seinem ausführlichen Beitrag zu J.F.E. Albrecht als Verleger. Neben einer biografischen Skizze und der Rekonstruktion des Verlagsprogramms liefert er ein Plädoyer dafür, Gedichte als Belege für Freundschafts- und Bekanntschaftsnetzwerke zu betrachten (S. 445 f.). Dies betraf in seinem Fall vor allem die Frau Albrechts, Sophie.

Stärker als gesamtgesellschaftliche Zugänge sind jedoch Themen zu einzelnen Persönlichkeiten, etwa Dichtern, Projektmachern und Übersetzern, vertreten. Sie füllen etwa zwei Drittel des Bandes. Herausragend ist die Untersuchung von Thomas Taterka, der die Konstruktion des blinden Indrik (Indrikis) als Begründer der lettischen Nationalliteratur nachzeichnet. Dessen in lettischer Sprache verfasste und an Letten gerichtete Anleitung zur Dichtkunst war nicht nur maßgeblich von Indriks Förderern, u.a. Karl Elvers, beeinflusst; Taterka belegt zudem, dass die Stilisierung Indriks zum Vorbild von seinem Mentor gezielt betrieben wurde.

Die Spuren des August von Kotzebue als politischer Dichter in Reval verfolgt Otto-Heinrich Elias, insbesondere seine Kritik an der Leibeigenschaft. Mit Fragen der Identität beschäftigen sich Hans Graubner und Heinrich Bosse. Graubner zeichnet den Konflikt des Hofmeisters Johann Georg Hamann, der sich als „akademischer Bürger“ verstand, mit der Mutter seines adligen Zöglings Woldemar Dietrich von Budberg über die schichtenbedingten Erziehungskonzepte nach. Bosse kommt bei der Analyse der national-religiösen Identität des sich als polnischen Juden vorstellenden Isaschar Falkensohn Behr zu dem Ergebnis, dass dessen Selbstbilder wie auch die Fremdzuschreibungen durchaus zeit- und kontextabhängig waren. Einen Projektmacher als Kulturvermittler zwischen Russland und Livland stellt Heribert Tommek mit J.M.R. Lenz vor, wobei er sich auf seinen von ihm selbst bereits edierten Briefwechsel¹ stützt.

Der Rezeption deutschsprachiger Dramen widmen sich Beata Paškevica und Mara Grudule. Beide zeigen, wie sich gesellschaftskritische Dramen in ihren Übersetzungen der lettischen Lebenswirklichkeit annäherten. Das galt für Ludvig Holbergs „Jeppe vom Berge“ (Grudule) ebenso wie für Schillers „Räuber“ (Paškevica). Weiter zurück, in die Antike, greift Jaan Undusk mit seiner Untersuchung der Übersetzung von Pindars Dichtung ins Estnische, die er vorwiegend aus literaturgeschichtlicher Perspektive betrachtet. Damit nimmt er den Ansatz von Juija Boguna, Imants Cīrulis, Līva Rutka und Taterka in ihrem Eingangsbeitrag zur Konstruktion lettischer Identität in einer Schrift J. Pulans wieder auf.

Indrek Jürjo zeigt anhand von Dokumenten aus dem estnischen Nationalarchiv und dem estnischen Historischen Museum sowie von Schriften in der Akademischen Bibliothek Lettlands den Bildungsdiskurs und die Bildungsreformen in Reval auf. Insbesondere in den Erziehungskonzepten des Freimaurers und Direktors der Revaler akademischen Ritterschule, Johann Göbel, waren zentrale Ideen der Aufklärung prominent vertreten.

Der mit einem Personenregister ausgestattete Band beleuchtet einmal mehr die Aufklärung von oben bzw. von deutscher Seite, allerdings mit aktiver Beteiligung der Aufzuklärenden, und bietet darüber hinaus vielfältige Zugänge und Perspektiven auf das literarische und publizistische Leben im Baltikum um 1800. Der Nachteil einiger etwas weitschweifiger Darstellungen wird zum großen Teil aufgewogen durch die Originalität der Beiträge und die Editionen bzw. Übersetzungen entlegener Literatur. Eine Synthese des übergeordneten Themas hätte das Buch noch abgerundet. Zu begrüßen ist, dass der Band Untersuchungen aus Deutschland und dem Baltikum versammelt.

Marburg – Düsseldorf

Ragna Boden

¹ J.M.R. LENZ: Moskauer Schriften und Briefe. Kommentarband und Textband, hrsg. von HERIBERT TOMMEK, Berlin 2007.

Erich Donner: Schwärmerei und Aufklärung. Die kurländische Freifrau Elisa von der Recke (1754-1833) in den Geisteskämpfen ihrer Zeit. Peter Lang. Frankfurt am Main 2010. 383 S. ISBN 978-3-631-59699-9. (€ 59,80.)

Die Auswirkungen der Aufklärung im Baltikum gehören zu den Themen, die nie ganz aus dem Blick der Forschung geraten, zumal der deutschsprachigen. Das ist nicht überraschend, waren doch die Folgen für das Baltikum im Schnittpunkt deutscher adliger Guts-herrschaft und aufklärerischer Tätigkeit denkbar weitreichend; hinzu kam das Ausgreifen der „aufgeklärten“ Kaiserin Katharina II. auf die Region.

Erich Donner als ausgewiesener Kenner der Materie legt nun ein Buch zu einer der bekanntesten zeitgenössischen Gestalten des Aufklärungsdiskurses im Baltikum vor: zu Elisa von der Recke, geb. von Medem. Dies ist besonders verdienstvoll, weil keine neuere monografische Darstellung zu ihr existiert. Auch D.s Buch ist, wie er selbst schreibt, lediglich ein Anfang, besteht es doch zum größten Teil aus dem reprografischen Abdruck ihrer Schrift gegen Johann August Starck und dessen Replik (S. 71-378). Vorangestellt ist ein Beitrag von 68 Seiten zu Leben und Wirken Elisas von der Recke, der sich auf D.s eigene Publikationen und weitere einschlägige Literatur und Editionen ihrer Briefe und Schriften stützt.

Von der Reckes Biografie und Wirken waren eng verflochten: Nach der frühen Trennung von ihrem Mann und dem Tod ihrer Tochter suchte sie zunächst Halt in Okkultismus und religiöser Schwärmerei. Der charismatische Hochstapler Alessandro Cagliostro zog auch Elisa von der Recke zunächst in seinen Bann, bevor sie sich mit einer scharfen Streitschrift gegen ihn und seine Anhänger wandte. In diesem Kontext stand auch ihre Schrift gegen den Freimaurer und protestantischen Theologen Starck, dessen Verbindung zu Cagliostro sie scharf kritisierte. Starck selbst bestritt in seiner Replik jegliche Nähe zu dem Hochstapler und sprach ihr jede Sachkenntnis ab. Von der Reckes Ziel, öffentlich vor den Blendern zu warnen, erreichte sie eher mit ihrem Anti-Cagliostro, der in Europa und selbst von Katharina II. positiv aufgenommen wurde, wohingegen der Angriff auf Starck wenig Widerhall in der Öffentlichkeit fand. Eine praktische Umsetzung von Gedanken der Aufklärung etwa im Hinblick auf ihre Leibeigenen unternahm von der Recke kaum.

D. flicht Biografisches und das politisch-gesellschaftliche Engagement seiner Protagonistin ineinander, wobei er die deskriptive Ebene selten verlässt. Sein einführender Text beginnt als chronologische Lebensbeschreibung, führt zu den beiden Streitschriften im Anhang hin und endet mit von der Reckes weiterem Lebensverlauf. D.s Exkurse zu Goethe und Cagliostro tragen in ihrer Ausführlichkeit nicht immer zum Verständnis vom Wirken von der Reckes bei; hier wäre eine Konzentration auf das Hauptthema wünschenswert gewesen. Dem selbst gesteckten Ziel, einen Anstoß zu einer *modernen* Biografie zu geben (S. 5), wird der Vf. kaum gerecht. Neue konzeptionelle Ansätze zur Biografieforschung werden weder erwähnt noch berücksichtigt, doch eröffnet bereits das von D. aufgezeigte Themenspektrum ein Panorama für weitere Forschungen.

Das Druckbild der im Anhang reproduzierten Texte lässt einiges zu wünschen übrig, sind doch etliche Seiten sehr hell geraten oder weisen Schatten auf und sind, wo die Frakturschrift auch noch geringe Schriftgröße aufweist, schlecht lesbar. Hier wäre eine Übertragung in Antiqua wünschenswert und/oder eine online abrufbare Version. Das Personenregister, das sich auf den gesamten Band bezieht, erleichtert die Orientierung. Ein Literaturverzeichnis hätte darüber hinaus noch eine Übersicht über neuere Forschungen zu Elisa von der Recke geben können. Eine Biografie dieser Persönlichkeit, die die unterschiedlichen Strömungen ihrer Zeit so intensiv widerspiegelt, bleibt also weiterhin ein Desiderat.

Marburg – Düsseldorf

Ragna Boden

„**Mach dich auf und werde licht – Celies nu, topi gaišs**“. Zu Leben und Werk Ernst Glücks (1654-1705). Akten der Tagung anlässlich seines 300. Todestages vom 10. bis 13. Mai 2005 in Halle (Saale). Hrsg. von Christiane Schiller und Māra Grudule. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. 281 S. ISBN 978-3-447-05735-6. (€ 64,-)

Mit ihrem Tagungsband knüpfen Christiane Schiller und Māra Grudule an den ersten Band der Buchreihe an, der eine umfangreiche Biografie Ernst Glücks beinhaltet.¹ Glück ging 1675 nach Livland, wo er von 1680 an für die lutherische Kirche diverse pädagogische und übersetzerische Tätigkeiten entfaltete; 1702 wurde er als Kriegsgefangener nach Moskau gebracht, wo er sein Wirken fortsetzen konnte. Die Hrsg.innen können der bestehenden Forschungslage durch 14 Tagungsbeiträge zahlreiche Facetten hinzufügen.

Gert von Pistohlkors gibt anfangs einen Überblick über die damalige politische Situation und die schwedische Herrschaft in Estland und Livland, indem er aus bekannten historischen Forschungen referiert. In seinem sehr niveaувollen Beitrag „Suche nach Identität und die frühneuzeitliche schwedische Kirchen- und Bildungspolitik“ stellt dann Jānis Krēslīņš dar, wie sich der schwedische Staat des 17. Jh.s eine Identität gab, um die verschiedenen Teile der schwedischen Territorien stärker zusammenzubinden. Er führt aus, welchen Charakter Identität damals überhaupt besaß und dass die schwedische Identität zu jener Zeit in einer einheitlichen religiösen Kultur bestand, die nicht sprachbasiert war.

Helmut Glück referiert aus der oben genannten Biografie Glücks, wobei er – wie andere Beiträge des Tagungsbandes auch – die lettischsprachige Darstellung, die Edgars Dunsdorfs 1979 vorlegte², als Prätext seines Beitrags gebraucht. Deshalb wäre es sicherlich sinnvoll, Dunsdorfs’ grundlegendes Werk einmal ins Deutsche zu übersetzen; H. Glück hätte es in der Hand, eine solche Übersetzung in seine Buchreihe aufzunehmen. Christiane Schiller kann neues Archivmaterial zu Glücks Familie und seinem Vornamen beibringen: Glück hat nicht Johann Ernst geheißen, sondern nur Ernst (der genaue Taufname war Ernestus).

Veronika Albrecht-Birkner weist in einer materialreichen Analyse die Ansicht zurück, dass Glück Pietist gewesen sei. Ihr Beitrag ist deswegen interessant, weil die übrigen Artikel des Tagungsbandes nicht nur von Glücks pietistischer Einstellung ausgehen, sondern auch viele Belege, die sich oft aus bisher unbekanntem Quellen speisen, für Glücks Pietismus beibringen. Für A.-B. steht die Frage im Mittelpunkt, warum Glück Ende der 1670er Jahre nach Hamburg ging, um dort Hebräisch zu lernen. Es ist unbestritten, dass er es tat, weil er die Bibel aus den Originalsprachen ins Lettische übersetzen wollte. Aber stellte er diese Anforderung an seine Übersetzung, weil er ein Pietist war? A.-B. weist zu Recht darauf hin, dass auch Luthers Übersetzung diesen Anspruch verfolgte und dass sich Glück einfach als guter Lutheraner verhielt. Der Rezensent gibt zu bedenken, dass es zu jener Zeit vielleicht typische Pietisten gab (zu denen Glück wohl nicht zählte), aber dass es auch mit dem Pietismus assoziierte Personen gegeben haben muss. Denn der Tagungsband zeigt eindrucksvoll, wie in Livland zwei soziale Kräfte, zum einen die Innen- und Kirchenpolitik der schwedischen Krone und zum anderen die Bibelbewegtheit der Pietisten, ihre Ziele in Übereinstimmung bringen konnten, wodurch sich etwas verwirklichen ließ, was vorher bereits mehrfach vergeblich versucht worden war: u.a. die Übersetzung der Bibel ins Lettische und Südostnische sowie der Aufbau eines kirchlichen Schulwesens für die

¹ HELMUT GLÜCK, INETA POLANSKA: Johann Ernst Glück (1654-1705). Pastor, Philologe, Volksaufklärer im Baltikum und in Russland, Wiesbaden 2005 (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, 1).

² EDGARS DUNSDORFS: Pirmās latviešu bībeles vēsture / Geschichte der ersten lettischen Bibel, Minneapolis 1979.

Landbevölkerung. Glück ist geschickt genug gewesen, die sich überlappenden Kräfte auszunutzen, aber sie auch in seinem Sinne mitzusteuern. Liivi A r m a s Beitrag stellt überzeugend Glücks Bibelübersetzung in einen breiten Kontext, zu dem die Geschichte des Schulprogramms und der Druckerei des Superintendenten und bekannten Pietisten Johann Fischer gehört. Besonders interessant ist in A.s profunder Darstellung auch die Parallelität von Fischers Wirken, das auf die lettische *und* estnische Bevölkerung Livlands zielte, im Zusammenspiel mit den Ereignissen um eine nordestnische Bibelübersetzung, an denen Fischer ebenfalls seinen Anteil hatte.

Michael S c h i p p a n widmet sich Glücks Ziehtochter, der späteren Katharina I., indem er ihre Herkunft aus zeitgenössischen Berichten erhellen möchte. Der in thematischer Hinsicht etwas patchworkartige Beitrag behandelt auch bestimmte Aspekte der politischen Biografie der russischen Kaiserin. Māra G r u d l e ist mit zwei Beiträgen vertreten. „Ernst Glück als Dichter“ behandelt dessen weltliche und kirchliche Dichtungen, wohingegen „Ernst Glück als literarische Figur in der lettischen Literatur“ einen lettischsprachigen Aufsatz von Ingrīda K i r š e n t ā l s³ aufgreift. Atis G r i n b e r g s' „Die Rolle von Glücks lettischer Bibelübersetzung in der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche“ ist eine Reminiszenz des Autors an Glück, der als evangelischer Pfarrer von Alūksne (Marienburg) letztendlich Glücks Amtsnachfolger ist.

Pēteris V a n a g s zeigt die linguistischen Verflechtungen der Glück'schen Bibelübersetzung, die als Keimzelle der lettischen Standardsprache angesehen wird, mit anderen Arbeiten aus jener Zeit. Seine sehr ausführliche und erhellende Darstellung irritiert dadurch, dass immer wieder von der „lettischen Schriftsprache“ jener Zeit die Rede ist. Erstens ist aus vielen Kontexten des Beitrags ersichtlich, dass es im Deutschen „lettische Orthografie“ heißen sollte, denn V.s Darstellung behandelt vor allem die Festlegung einer dann bis zum Ende des 19. Jh.s geltenden Rechtschreibung. Zweitens ist klar, dass es im 17. Jh. noch keine lettische Schriftsprache gegeben hat und sie auch nicht sofort geschaffen wurde, sondern allenfalls – was ja auch nicht wenig bedeutete – eine Kirchensprache. Außerhalb der kirchlichen Sphäre jedoch gebrauchte weiterhin ein jeder das Lettisch, das er mundartlich kannte, oder eine ganz andere Sprache. Ein positives Merkmal von V.s Beitrag besteht ohne Zweifel darin, wenigstens anzudeuten, dass auch die kurländische Kirche in die von Fischer in Livland initiierten Aktivitäten einbezogen worden ist, was in den anderen Beiträgen leider übergangen wird.

Vera K o v r i g i n a beleuchtet detailreich und mithilfe bislang unbekannter Archivalien „Glück als Schulgründer in Russland“. In seinem Beitrag „Die Russisch-Grammatik von Ernst Glück (Ein Rückblick auf die Edition von 1994)“ stellt Helmut K e i p e r t dar, welche Vorlagen Glück benutzt haben könnte und welches Russisch er kodifiziert wissen wollte. Die Ausführungen gehen ins Detail und ziehen sogar Glücks russischsprachige Kirchenlieder mit ins Kalkül. Svetlana M e n g e l s Beitrag „Anmerckungen über die Rußischen Frag=stücken – ein Dokument aus Halle und sein Autor“ beinhaltet Erläuterungen zu einem anonymen Gutachten, das zu einer heute verlorenen Übersetzung von Franckes „Kleinem Katechismus“ ins Russische erstellt wurde und hier in Gänze abgedruckt ist. M. kann belegen, dass der Autor des Gutachtens Glück war. Silke B r o h m zeigt zuletzt in einem kurzen Beitrag die mögliche Richtung weiterer historischer Forschungen auf. Der Tagungsband schließt mit einem Namens- und einem Ortsregister.

Zur formalen Arbeit der Hrsg.innen müssen einige Monita angeführt werden. Russischsprachigen Zitaten sind oft keine Übersetzungen beigegeben. Das Deutsch des 17. Jh.s in Zitaten wird zumeist nicht erläutert, obwohl es nötig wäre; was bedeutet z.B. „exprimiret“ auf S. 243? Zwischen den Angaben von Erscheinungsjahren auf S. 98, 161, 162 (Anm. 7),

³ INGRĪDA KIRŠENTĀLS: „Glika tēls latviešu literatūrā“ [Die Gestalt Glücks in der lettischen Literatur], in: Ceļš 1 (1994), S. 73-81.

165 und 168 bestehen Differenzen, obwohl es um dieselben Ausgaben geht. Die Übersetzung von russ. *trus* auf S. 149 f. mit „Feigling“ ist im Kontext eines Kirchenliedes so seltsam, dass man hätte bemerken können, dass es im Kirchenslavischen eigentlich „(innere) Erschütterung“ bedeutet. Auf S. 145 gilt der deutsche Begriff *Brotvater* als Problem, aber das Grimm'sche Wörterbuch erklärt es mit „*pater alens alienos liberos*“; Folgerung: Glück muss in Reuters Haushalt gelebt haben. Auf S. 145 wird ein gewisser Dietz als Autor des ersten Buches für Lettinnen vorgestellt. Hier wären genauere Angaben zu diesem unbekanntem Werk wünschenswert gewesen. Auf S. 105 heißt es, das südeestnische Neue Testament sei verboten worden, obwohl diese Ausgabe nie gedruckt worden sei. Tatsächlich erschien sie aber 1686 (vgl. Anm. 2 auf S. 79). Gemeint war wahrscheinlich das *nord*-estnische Neue Testament; von ihm glaubte man damals in Estland, Fischer würde sein Erscheinen in Livland „heimlich“ betreiben. Die Textkohärenz in bestimmten Absätzen einiger Beiträge ist nicht sehr gut; es ergeben sich für den Leser Zweifel an den logischen Zusammenhängen des Gesagten. Niemand sollte sich aber von all dem abhalten lassen, den inhaltlich hochinteressanten Tagungsband zu studieren!

Greifswald

Stephan Kessler

Anders Henriksson: *Vassals and Citizens*. The Baltic Germans in Constitutional Russia, 1905-1914. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 21.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2009. 228 S. ISBN 978-3-87969-356-6. (€ 31,-.)

Dieses Buch fügt sich in eine amerikanische Tradition der Beschäftigung mit den Deutschbalten im russischen Kaiserreich ein, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit C. Leonard Lundin einsetzte, von Edward C. Thaden und Michael Haltzel fortgesetzt wurde und mit Heide Whelan, deren Studie „*Adapting to Modernity*“¹ ebenfalls in einer vom Herder-Institut betreuten Reihe erschienen ist, noch nicht abgeschlossen worden ist. Anders Henriksson ist in dieser Liste freilich kein Newcomer, denn auch er hat sich bereits in den 1980er Jahren mit „*The Tsar's Loyal Germans*“² beschäftigt. In seinem neuen Werk setzt er mit den Schrecken der Revolution von 1905 genau dort an, wo er damals (wie auch Whelan) geendet hat. Schreibt aber Whelan vom Rückzug in die Familie als prägendem Element des deutschbaltischen späten 19. Jh.s, geht es H. vor allem um die öffentliche Tätigkeit seiner Protagonisten in der konstitutionellen Monarchie. Gesellschaftliches Engagement, „*Deutsche Vereine*“, Lokalverwaltung und die imperiale Bühne der Staatsduma – das sind die Aspekte, denen der Autor in seiner konzentrierten Studie nachgeht. Damit handelt es sich bei H.s Arbeit gewissermaßen um eine Komplementärstudie zu Natalija Andreevas kürzlich erschienener Studie zur Regierungspolitik gegenüber den Deutschbalten in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg.³

Man mag diesen ethnisch exklusiven Ansatz heute für altmodisch halten, doch ignoriert der Autor das multinationale Umfeld deutschbaltischer Existenz keineswegs, das sich ja gerade nach dem Gewaltausbruch von 1905 über die diversen national geprägten Milieus definierte. H. schließt darüber hinaus aber mit seiner Studie über die Zeit zwischen Revo-

¹ HEIDE W. WHELAN: *Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 22).

² ANDERS HENRIKSSON: *The Tsar's Loyal Germans: The Riga German Community. Social Change and the Nationality Question 1855-1905*, Boulder 1983 (East European Monographs, 131).

³ NATAL'JA S. ANDREEVA: *Pribaltijskie nemcy i rossijskaja pravitel'stvennaja politika v načale XX veka* [Die Deutschbalten und die russländische Regierungspolitik zu Beginn des 20. Jh.s], Sankt-Peterburg 2008.

lution und Krieg eine empfindliche Lücke in unserem Bild der Ostseeprovinzen in dieser Phase. Im Wesentlichen macht er auf erfreulich wenig Raum deutlich, dass auch die zahlenmäßig so kleine deutsche Minderheit in ihren politischen Ansichten kaum kohärent war.

Schon im einleitenden Kapitel über „Change and Continuity“ gelingt es dem Autor all die Irritationen aufzuzeigen, von denen die baltische Region um die Jahrhundertwende geprägt war. Während deutschen Schülern der Begriff „Kurland“ ganz selbstverständlich über die Lippen kam, wenn es um die Frage ging, was denn ihr Vaterland sei, sahen manche erwachsene Deutschbalten Esten und Letten ganz natürlich als „Deutsche“ an – nur eben mit einer anderen Muttersprache und anderem sozialen Status. Zugleich war der russische Betrachter irritiert, wenn er an der Ostsee auf Polizisten traf, die die Staatssprache nicht beherrschten. Der livländische Gouverneur Michail A. Zinov'ev wiederum kam 1885 mit der Überzeugung nach Riga, in ein Nest von Subversiven geschickt worden zu sein, pries aber eine Dekade später die Loyalität und administrativen Fähigkeiten der Lokalelite. All dies wurde durch die extreme Gewalterfahrung der Jahre 1905 und 1906 auf eine neue Grundlage gestellt, sodass das ethnische Bekenntnis allmählich das jeweilige Standesbewusstsein als politisch wesentliche Kategorie ablöste. Dass diese Situation für die demografisch winzige Minderheit der Deutschbalten höchst prekär wurde, lag auf der Hand.

Eine der Reaktionen auf diese veränderte Umwelt war das *national movement* in Form der „Deutschen Vereine“. Mit Recht warnt H. jedoch davor, deren enorme anfängliche Popularität, die gerade auch von Frauen getragen wurde, als Anzeichen eines weit um sich greifenden exklusiven Nationalbewusstseins zu interpretieren: „Local and regional particularism was an unconquerable force“ (S. 81). Das Betätigungsfeld der Vereine galt so eher einer milieufestigenden Solidarität und blieb vor allem lokal ausgerichtet; wenigstens sprach niemand die möglicherweise vorhandene Notwendigkeit an, einen umfassenden Verein für alle drei Ostseeprovinzen zu gründen. Schließlich hieß es 1909 in einem internen Bericht, dass der Enthusiasmus vorbei sei.

Auch politisch hatte die Zäsur der Revolution keineswegs zu einem ethnisch motivierten Schulterschluss zwischen Konservativen und Liberalen, zwischen Ritterschaft und Bürgertum geführt, die jeweils völlig konträre Konzepte von „Nation“ vertraten. Wie unterschiedlich deutschbaltische Auffassungen von Lokalverwaltung sein konnten, zeigt das Kapitel „Conflict and Community: Local Politics, 1906-1914“ anschaulich – Libau wurde anders regiert als Dorpat –, wobei das jeweilige Verhältnis zu Esten bzw. Letten charakteristisch war. Dabei kratzt H. das tradierte Selbstbild des untadeligen „Landesdienstes“ in den Organen der Selbstverwaltung auch dadurch an, indem er zeigt, dass deutschbaltische Bürgervertreter keineswegs vor den Verlockungen der Korruption gefeit waren.

Meisterlich demonstriert der Autor abschließend anhand des deutschbaltischen Auftretens auf der imperialen Bühne der Staatsduma, wie komplex die Probleme nicht nur der Provinzen selbst, sondern letztlich des gesamten Reiches waren. Während sich liberale und konservative Deutschbalten bei Fragen, die den Umgang mit den nicht-russischen Randgebieten betrafen, mit Finnen, Polen und sogar Esten und Letten auf derselben Seite der Auseinandersetzung wiederfanden, ja Letztere sogar gegen den russischen Vorwurf verteidigten, separatistische Absichten zu hegen, verliefen die Fronten bei Diskussionen etwa der Agrarfrage oder der Grundrechte ganz anders. Ihrer Partner konnten sich deutschbaltische Politiker auf Reichsebene nie vollständig sicher sein – und in den Heimatprovinzen tobte die Debatte um die „richtige“ Taktik, sei es, um liberale Freiheiten oder die deutschbaltische ständische Autonomie zu verteidigen.

Somit liegt eine klug komponierte und atmosphärisch dichte Studie über die Komplexität deutschbaltischer Politik im lokalen und imperialen Rahmen vor dem Ersten Weltkrieg vor, die gerade auch für Russlandhistoriker von Nutzen ist, die sich eher weniger mit den Peripherien befassen, weil hier der Reichskontext stets mitgedacht wird. Erneut werden unsere Denkgewohnheiten, die so sehr von späteren Ereignissen vorgeprägt sind, auf die Probe gestellt, wenn wir lesen, dass bei der feierlichen Einweihung des Barclay de Tolly-Denkmal in Riga 1913 Superintendent Theophil Gaehtgens und der orthodoxe Erz-

bischof Ioann sich nach den Gebeten nicht nur die Hände schüttelten, sondern sich sogar umarmten (S. 178).

Kleinere Ungenauigkeiten wie die, dass das Tallinner Blutbad vom 16. Oktober 1905 nicht auf dem Heumarkt, sondern auf dem unweit gelegenen Neuen Markt stattfand (S. 31), fallen gegenüber dem insgesamt höchst anregenden Gehalt der Arbeit nicht so sehr ins Gewicht. Nur hätte man sich zuweilen bei Zitaten mehr Mut zur Originalsprache gewünscht – zumindest in Klammern.

Tallinn

Karsten Brüggemann

Görlitz. / Zgorzelec. Hrsg. von Peter Haslinger, Wolfgang Kreft, Grzegorz Strauchold und Rościsław Żerelik. (Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte / Historyczno-topograficzny atlas miast śląskich, Bd. 1.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2010. 47 S., 29 Ktn., 41 Abb. ISBN 978-3-87969-361-0. (€ 15,-.)

Der historisch-topographische Atlas schlesischer Städte ist eine willkommene Ergänzung der Reihe „Historischer Atlas Europäischer Städte“, die auf Anregung der Europäischen Kommission für die Stadtgeschichte seit 1965 erscheint. In Polen wurde diese Initiative 1993 von einem Forscherteam in Thorn (Toruń) aufgenommen. Seit 1998 ist an diesem Projekt auch ein Team von Forschern aus Breslau (Wrocław) unter Leitung von Marta Młynarska-Kaletynowa beteiligt, das 1999 den „Historischen Atlas Breslau“ herausgegeben hat. Seitdem wurden fünf weitere Atlanten – zu Trebnitz (Trzebnica), Neumarkt (Środa Śląska), Nimptsch (Niemcza), Schweidnitz (Świdnica) und Liegnitz (Legnica) – herausgegeben, mindestens sechs weitere sind in Vorbereitung.¹ Der hier vorzustellende Atlas zu Görlitz gehört einer anderen Reihe an, die nach dem Konzept von Wolfgang Kreft im Herder-Institut Marburg in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Universität Breslau seit einigen Jahren vorbereitet worden ist. Die einzelnen Bände dieses Atlas sollen hauptsächlich durch polnische Forscher vorbereitet werden, und dementsprechend kann er jetzt schon als ein Beispiel erfolgreicher internationaler Zusammenarbeit gelten.

Als Mitherausgeber der ersten Reihe des Atlas historyczny miast polskich konzentrierte ich mich zunächst darauf, wie sich dieses Werk von den Historisch-topographischen Atlas schlesischer Städte unterscheidet. Da die Breslauer Forscher sich in ihrem Atlas vorwiegend auf das Mittelalter konzentrieren, enthält er detaillierte Tabellen zur archäologischen und architektonischen Problematik dieser Zeit (vgl. den Atlas zu Liegnitz). Im Mittelpunkt des Historisch-topographischen Atlas schlesischer Städte dagegen steht die Stadtentwicklung im 19. Jh., obwohl er selbstverständlich auch einen kurz gefassten Abriss über die frühere Zeitperiode beinhaltet. Die „Breslauer“ Atlanten enthalten zahlreiche Rekonstruktionskarten (allein 16 im Atlas zu Liegnitz); der „Marburger“ Atlas zu Görlitz hingegen nur eine zum 19. bis 20. Jh.

In den beiden Bearbeitungen werden für die Rekonstruktionspläne unterschiedliche Maßstäbe verwendet. Der „Breslauer“ Atlas basiert auf dem Maßstab eines Katasterplanes

¹ Atlas historyczny miast polskich. T. 4: Śląsk [Historischer Atlas polnischer Städte. Bd. 4: Schlesien], Zeszyt 1: Wrocław [Heft 1: Breslau], hrsg. von MARTA MŁYNARSKA-KALETYNOWA und RAFAŁ EYSYMONTT, Wrocław 2001; Zeszyt 2: Środa Śląska, hrsg. von MARTA MŁYNARSKA-KALETYNOWA, bearb. von RAFAŁ EYSYMONTT und MATEUSZ GOLIŃSKI in Zusammenarbeit mit MARTA MŁYNARSKA-KALETYNOWA und WOJCIECH ZIÓŁKOWSKI, Wrocław 2003; Zeszyt 3: Trzebnica, hrsg. von MARTA MŁYNARSKA-KALETYNOWA und RAFAŁ EYSYMONTT, Wrocław 2003; Zeszyt 4: Niemcza, hrsg. von DENS., Wrocław 2003; Zeszyt 5: Świdnica, hrsg. von DENS. und MATEUSZ GOLIŃSKI, Wrocław 2008; Zeszyt 9: Legnica, hrsg. von DENS., Wrocław 2009.

von 1:2 500, im Falle der größten Städte geht der Maßstab der Rekonstruktionspläne meistens nicht über 1:10 000 hinaus. Dem „Marburger“ Atlas dagegen liegt der Maßstab 1:25 000 zugrunde. Das historische kartografische Material im „Marburger“ Atlas dient nur der Illustrierung des Textes, im „Breslauer“ Atlas entsprechen die Illustrationen hingegen großformatigen Reproduktionen, die übrigens oft von den Käufern des Atlas als Kunstdrucke der wichtigsten Stadtpläne behandelt, eingerahmt und anschließend an die Wand gehängt werden.

Wie bereits erwähnt, skizziert der Text des Görlitz-Atlas für die Zeit vor dem 19. Jh. lediglich die wichtigsten Phasen der Stadtentwicklung. Der die Stadterweiterung bis 1800 beschreibende Textteil ist sehr straff gehalten. Es ist allerdings schade, dass man darin grundlegende Angaben zu den wichtigsten, überregional bekannten architektonischen Objekten des mittelalterlichen Görlitz wie die monumentale Peter- und Paul-Kirche und die weithin bekannte Görlitzer Hausanlage mit Überdach vermisst.² Die Behauptung, dass die Stadtentwicklung im 16. Jh. angeblich durch die Entdeckung neuer Seewege und die Unterbindung des Südosthandels durch das Osmanische Reich wesentlich geschwächt gewesen sei, scheint auch nicht ganz zutreffend zu sein (S. 10 f.).³ Dagegen sprechen die in dieser Zeit entstandene hervorragende Architektur bürgerlicher Gebäude und des Rathauses am Untermarkt sowie das abgedruckte, prachtvolle Stadtbild von Franz Hogenberg aus dem Jahr 1575 mit einem pferdebespannten Händlerwagen im Vordergrund (S. 10). In diesem Zusammenhang ist auch die Funktion von Görlitz als Verkehrsknotenpunkt in der Handelszone Schlesien-Lausitz-Sachsen-Thüringen zu betonen, was allerdings in einem Zusammenhang nicht nur mit den Geschäftskontakten, sondern auch mit der Entwicklung der Bergbaustädte (z.B. Freiberg) zu sehen ist.⁴ Die weiterhin wichtige Rolle dieses Teilgebiets der oberen Straße der *Via Regia* in der Neuzeit bezeugen zahlreiche Exponate aus der *Via Regia*-Ausstellung, die im Mai 2011 im Görlitzer Kaisertrutz eröffnet wurde.

Die Einbindung der Stadt nach dem Wiener Kongress 1815 in die Grenzen des sich insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. dynamisch entwickelnden preußischen Staates verlieh der Stadtentwicklung in der Moderne, die den Schwerpunkt des „Marburger“ Atlas bildet, neue Impulse. So vervierfachte sich in den Jahren 1825-1871 die Einwohnerzahl. Äußerst wertvoll sind auch Informationen über die Bauplanung und die 1853 vorgenommene Verteilung der Zuständigkeiten in diesen Angelegenheiten zwischen der königlichen Verwaltung und der Stadtverwaltung. Eine wesentliche Intensivierung der städtebaulichen Entwicklung erfolgte unter dem 1833 ernannten Bürgermeister Gottlob Ludwig Demiani, der die Stadtmauern niederlegen ließ, eine Bauordnung für die südliche Stadterweiterung einführte und Görlitz an das Eisenbahnnetz anbinden ließ. Zwar waren diese Maßnahmen typisch für die damalige Zeit, doch ist darauf hinzuweisen, dass sich diese Veränderungen in Görlitz im Vergleich zu den meisten schlesischen Städten sehr früh vollzogen haben (so wurde in Breslau der erste Katasterplan erst 1863 von Moritz Sadebeck erstellt).

² FRANK-DIETRICH JACOB: Die Görlitzer bürgerliche Hausanlage der Spätgotik und Frührenaissance. Studien zur Problematik der Wechselbeziehungen zwischen sozialökonomischer Struktur und bürgerlichem Hausbau im Zeitalter der frühbürgerlichen Revolution, Görlitz 1972 (Schriftenreihe des Ratsarchivs der Stadt Görlitz, 6).

³ Neue Seewege wurden schon früher durch den Handelsverkehr zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee eröffnet, diese Verbindung funktionierte bereits um die Wende vom 13. zum 14. Jh., vgl. MICHEL MOLLAT DU JOURDIN: Europa i morze. Tworzenie Europy [Europa und das Meer. Die Entstehung Europas], Warszawa 1975, S. 78.

⁴ GRZEGORZ MYŚLIWSKI: Wrocław w przestrzeni gospodarczej Europy (XIII-XV wiek). Centrum czy peryferie? [Wrocław im europäischen Wirtschaftsraum (13.-15. Jh.). Zentrum oder Peripherie?], Wrocław 2009, S. 65 f., 363 ff., Karte S. 369.

Die intensive Entwicklung des südlichen Teils von Görlitz hätte vielleicht doch mit detaillierteren kartografischen Studien zum Raumordnungsplan und nicht nur mit einer Schautafel, die lediglich zwei Zäsuren – die Stadtentwicklung bis 1870 sowie bis 1918 – umfasst, illustriert werden sollen. Das Missverhältnis zwischen dem informationsreichen Text und der inhaltlich ziemlich bescheidenen Karte, wie man es übrigens in historischen Atlanten immer wieder findet, sollte Anlass dafür geben, Methoden zu finden, in den zukünftigen Bänden die historischen Inhalte besser in die kartografische Darstellung einfließen zu lassen. Hier gibt die zum „Marburger“ Atlas verfügbare online-Version Anlass zur Hoffnung, wo man zusätzliche Informationen und Karten abrufen kann – bisher allerdings nur zu Oppeln (<http://www.herder-institut.de/startseite/projekte/laufende/taedteatlas.html>).

Die Bearbeiter des Atlas halten es für wichtig, die konstitutiven Eigenschaften der einzelnen beschriebenen Städte hervorzuheben. In fast allen Städten entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. die Industrie, und während der Weimarer Republik wurde die Wohnbesiedelung vorangetrieben. Deshalb sollte man einen Umstand betonen, der im vorliegenden Atlas nur in einem kurzen Satz erwähnt wird: Görlitz sei „eine Großstadt, die die Annehmlichkeiten einer Provinzstadt bietet“ (S. 21). Ein Beweis dafür ist auch die Tatsache, dass sich noch zu Beginn des 20. Jh.s. viele Pensionäre in der Stadt niederließen und schließlich über ein Drittel des Grundbesitzes verfügten. Interessant dabei ist, dass auch die Zukunft von Görlitz ähnlich aussehen könnte.

Es scheint, dass für die Zwischenkriegszeit die systematische Absteckung von Zonenplänen in Städten von besonderer Bedeutung war (was man übrigens bei der heutigen städtebaulichen Planung in Niederschlesien wohl am meisten vermisst). Aus diesem Grund sind die diesbezüglichen Angaben im Atlas zu Görlitz eminent wichtig. Es hat allerdings den Anschein, als seien diese Angaben in der Rekonstruktionsschautafel nicht ausreichend berücksichtigt worden.

Für den polnischen Leser ist die Nachkriegsgeschichte der Stadt Görlitz/Zgorzelec mit den Reflexionen über die Rolle von Plattenbausiedlungen besonders faszinierend, die im Stadtteil Königshufen, weit entfernt vom historischen Zentrum auf der polnischen Seite gleich an der Lausitzer Neiße, angeordnet wurden, wodurch die malerischen städtebaulichen Achsen des Görlitzer Obermarktes empfindlich gestört wurden. Den faszinierendsten Textteil bildet jedoch das reflektierte Nachdenken über die Entvölkerung des westlichen Stadtteils (von nahezu 100 000 während des Zweiten Weltkriegs auf knapp 56 000 im Jahr 1990) und den dadurch verursachten Wohnungsleerstand im historischen Teil wie auch in den neuen Siedlungen sowie über die Versuche, das Zentrum durch einen teilweisen Rückbau der aus den 1970er und 1980er Jahren stammenden Plattenbausiedlungen intensiver zu nutzen. Ob auch andere Städte Niederschlesiens ein ähnliches Schicksal erwartet, ist derzeit noch ungewiss. Außerst aktuell sind auch die Fragen nach dem Sinn der Entstehung großer Einkaufsflächen am Rande beider Städte (S. 36 f.).

Ein großer Vorteil des Atlas besteht in seiner Form als Heft und nicht etwa als Kartenmappe, wenngleich die Reproduktionen einiger historischer Stadtpläne doch recht klein geraten sind. Als besonders wichtig und methodisch richtig ist die Veröffentlichung zahlreicher Luftaufnahmen anzusehen, obwohl sich diese Methode vielleicht noch weiterentwickeln ließe, indem man die wichtigsten Bauwerke mit Pfeilen bzw. Nummern versieht, wie in einer ähnlich ausgerichteten Veröffentlichung⁵ des Herder-Instituts geschehen.

Zusammenfassend ist es zu begrüßen, dass für den ersten Band des Historisch-topographischen Atlas schlesischer Städte Görlitz/Zgorzelec ausgewählt worden ist. Das Bild ei-

⁵ RAFAL EYSYMONTT, THOMAS URBAN: Wrocław na fotografii lotniczej z okresu międzywojennego [Breslau im Luftbild der Zwischenkriegszeit], hrsg. von SŁAWOMIR BRZEZICKI u.a., Marburg – Wrocław 2008.

ner zweistaatlichen, multinationalen Stadt unterstreicht hervorragend den internationalen Charakter dieses vom Herder-Institut initiierten Projektes.

Wrocław

Rafał Eysymontt

Rafał Eysymontt: Kod Genetyczny Miasta. Średniowieczne miasta lokacyjne Dolnego Śląska na tle urbanistyki europejskiej. [Der genetische Stadtcode. Die mittelalterlichen Gründungsstädte Niederschlesiens vor dem Hintergrund der europäischen Urbanistik.] Wydawnictwo Via Nova – Herder-Institut. Wrocław – Marburg 2009. 751 S., 228 Abb., 398 Ktn., dt. Zusfass. ISBN 978-3-87969-355-9. (€ 20,-)

Der Prozess der Verleihung von Stadtrechten, der in Westeuropa schon im 11. Jh. einsetzte, führte zu der Entstehung von ca. 5 000 neuen Städten im gesamten mittelalterlichen Europa. Auch Siedlungen in Schlesien waren Teil dieses Prozesses – in diesem Gebiet entstanden bis zum Beginn des 14. Jhs 128 Städte. Infolgedessen glich sich die Dichte des dortigen Stadtnetzes an die Brandenburgs, Mecklenburgs und der Lausitz an.

Rafał Eysymontt sieht die Anlage dieser Städte mit ihren neuen Rechten und Funktionen als revolutionär an. Revolutionär seien auch die Stärke und Intensität sowie die Reichweite dieser Prozesse gewesen, die gleichzeitig in ganz Europa stattgefunden haben. Nach Ansicht des Autors zeichnete sich dieses Phänomen nicht nur durch die Geschwindigkeit seiner Ausbreitung auf dem Kontinent, sondern auch durch seine Stetigkeit aus.

Die „Stadt“ ist für E. nicht nur das schlichte Ergebnis von praktischem Planen, sondern auch ein Objekt der Kunst. Die bisherige polnische Fachliteratur leide (mit ein paar Ausnahmen) unter einem Mangel an Reflexion über die Verbindung der Funktionalität mit künstlerischen Aspekten. Schon die Schöpfer der mittelalterlichen Stadt hätten ästhetische und kompositorische Bedingungen der Burgen bewusst genutzt. Auch ist E. der Meinung, dass die mittelalterlichen Städte Schlesiens, als komplexe Kunstwerke, ein gewisses Maß an Individualität aufweisen müssten. Um diese These zu beweisen, stellt er in diesem Gebiet gelegene Gründungsstädte vor und vergleicht sie mit Städten in ganz Europa, um ihre Vorbilder und Eigenarten zu identifizieren.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil enthält Informationen über Gründungsstädte in Schlesien im Kontext des europäischen Städtewesens, der zweite besteht aus einem Katalog von 78 niederschlesischen Städten, von denen allerdings einige südlich der traditionellen schlesisch-tschechischen Grenze liegen (S. 33). Als Erstes beschreibt E. geschichtliche Prozesse bzw. die Entstehungsgeschichte der Städte in diesem Gebiet, die Faktoren, die die Wahl des Ortes beeinflussten, und die Wandlungen des Städtebaus in späterer Zeit. Es folgt eine Charakterisierung der Entwicklung der Stadtrechte in Europa sowie der Kolonisation Schlesiens.

Der Vf. stellt theoretische Aspekte vor, wie die Frage, ob Gründungsstädte ein Beispiel für das Konzept einer Idealstadt waren, und in welcher Weise ästhetische mit militärischen Funktionen verbunden wurden. Dann analysiert E. die Städte unter dem Aspekt der Dreidimensionalität. Zu diesem Zweck beschreibt er wichtige bauliche Elemente als da wären: monumentale Gebäude, die städtische Landschaft gestalten können, die Höhe von Türmen, die den Rang einer Stadt anzeigen, Pfarrkirchen, die die Silhouette der Stadt gestalten und die durch ihre Anzahl die Größe der Stadt widerspiegeln, sowie die Befestigungen, die den äußeren Rahmen der Stadt bilden. Er kennzeichnet auch die Art und Weise, in der der Stadtraum geordnet wurde: Dies geschah hauptsächlich durch Klöster, Krankenhäuser und Judensiedlungen sowie durch die Anlagen, die für gewöhnlich das Stadtschloss umgaben.

Präzise arbeitet der Vf. die Gestalt von Stadtanlagen mit rechteckigem Grundriss, rund aufgebauter Städte in Südfrankreich und kreuzförmiger Gründungen im Herrschaftsgebiet der Zähringer heraus. Danach beschäftigt er sich mit der Genese von Städten und ihrer Formen im Allgemeinen. Er charakterisiert auch das Aussehen von Städten in einzelnen Ländern (u.a. Frankreich, Italien und Österreich), deutschen Regionen wie Hessen, der

Markgrafschaft Meißen sowie den an Schlesien angrenzenden Territorien Brandenburg, Neumark, Böhmen und Mähren. Auch beschreibt E. die Ähnlichkeiten zu Orten im übrigen Schlesien. Er versucht die Ursachen für die geometrische Ungleichmäßigkeit von Anlagen konzeptionell zu erklären. Auf Basis dieser Analysen charakterisiert er die Eigenarten, die das Wesen schlesischer Städte ausmachen. Dazu zählen Besonderheiten bei der Ortswahl und Charakteristika des Fundaments. Der Katalog berücksichtigt ausgewählte Stadtzentren in Niederschlesien und stellt deren Anfänge, oft auch deren Bebauung und Parzellierung dar.

Das Buch ist reich illustriert mit Stadtplänen und Luftbildern. Sehr nützlich für alle Leser, die sich für die Stadtplanung und Architektur von Niederschlesien interessieren, ist der Katalogteil. Der erste Teil des Buches wiederum enthält viele Informationen über künstlerische Aspekte des Städtebaus, wobei der Vf. darum bemüht ist, auf die Schönheit mittelalterlicher Städte aufmerksam zu machen. Gelungen ist sein Versuch, einen dreidimensionalen Eindruck von den städtebaulichen Elementen zu vermitteln. Die damalige Funktionsweise lässt sich so einfacher ablesen. E. kreiert auch eine neuartige Analyse des Stadtraumes mithilfe des von ihm ausführlich analysierten Parzellensystems, mit der er offensichtlich eine sehr praktikable Methode für die Beurteilung der Städte zur Hand hat und die z.B. für das Kategorisieren des Zentrums und das Bestimmen des Niveaus des städtischen Reichtums dienlich ist. Besonderes Lob gebührt dem Vf. für das Zusammenstellen einer großen Anzahl von Plänen und Informationen, die gewöhnlich nur in Archiven verfügbar sind.

Szczecin

Natalia Lewko

Angelika Marsch: Friedrich Bernhard Werner 1690-1776. Corpus seiner europäischen Städteansichten, illustrierten Reisemanuskripte und der Topographien von Schlesien und Böhmen-Mähren. Anton H. Konrad Verlag. Weißenhorn 2010. 674 S. ISBN 978-387437-534-4. (€ 98,-)

Nur wenige Grafiker des 18. Jh.s haben ein größeres Oeuvre hinterlassen als Friedrich Bernhard Werner, und doch gehörte er bis zum Erscheinen dieses Buches zu den weniger Bekannten, zumindest zu den Unterschätzten seiner Zunft. Jetzt hat Angelika Marsch die Summe einer jahrzehntelangen Forschung vorgelegt. Anzuzeigen ist ein Buch, das Werner als Vedutenkünstler von europäischer Geltung präsentiert, dessen Produktivität und Rezeption den Vergleich mit seinem Vorläufer Matthäus Merian nicht zu scheuen brauchen.

Werner wurde 1690 in Reichenau, einem Dorf des schlesischen Zisterzienserstiftes Kamenz, geboren. Auf dem Jesuitengymnasium in Neisse war der nachmalige Kamenzer Abt Tobias Stusche sein Mitschüler und Jahre später einer seiner Auftraggeber. Zunächst aber verlegte sich Werner auf ein Wanderleben, das ihn durch halb Europa führte. Er schloss sich dem Militär an, wo er dank familiärer Beziehungen die Protektion eines Offiziers genoss. Dieser ermöglichte ihm eine Ingenieursausbildung, die das militärische Zeichnen mit einschloss. Wie er selbst berichtete, war ihm das Zeichnen von Kindheit an ein Bedürfnis. Werner hatte den Ehrgeiz sich weiterzubilden, wechselte die Dienstverhältnisse und perfektionierte seine Fähigkeiten. Eine Zeitlang schloss er sich dem fahrenden Volk an, betätigte sich als Quacksalber und Schauspieler. Mit dem Theatermilieu verbunden war auch seine Anstellung bei Graf Franz Anton von Sporck, der ihn zum Maschinendirektor seiner Prager Bühne berief. Erst spät erreichte er das Traumland eines jeden wandernden Künstlers: Italien. Für ihn als Katholiken und Augenmenschen bot der päpstliche Hof ein reiches Anschauungsmaterial. Noch mehr schmeichelte ihm die kulturelle Atmosphäre des Florentiner Hofes. Hier empfing ihn Fürst Gian Gastone de' Medici als Künstler, und ein solcher galt an diesem Hof ebensoviel wie ein Adliger. Welch ein Unterschied zu Deutschland oder gar seiner schlesischen Heimat, wo Werner allenfalls auf Neider und Verleumder traf.

Schon vor der Italienreise von 1730 hatte sich Werner einen Ruf als tüchtiger und unendlich fleißiger Szenograf oder Vedutenzeichner erworben. Seit etwa 1726 reiste er im Auftrag und auf Kosten einiger Augsburger Verleger (Martin Engelbrecht, Jeremias Wolff und Erben, Joseph Friedrich und Johann Christian Leopold, Johann Georg Merz, Martin Gottfried Crophius, Johann Gottfried Böck, Georg Balthasar Probst, Johann Matthäus Steidlin) zu immer neuen Zielen. Für sie fertigte er Skizzen und Ansichten, die nach Augsburg gesandt wurden, um von den dortigen Kupferstechern auf Druckplatten übertragen zu werden. Dabei ist hervorzuheben, dass Werner seine Ansichten fast ausnahmslos aus eigener Anschauung schuf und sich damit von der verbreiteten Gewohnheit des Abkupferns älterer Vorbilder absetzte. In Folgen von Einzelblättern, gelegentlich auch in luxuriösen Bildbänden, erhielten diese Stiche eine weite Verbreitung. Die Popularität der Bilder verlangte nach Komplettierungen und Erweiterungen, sodass Werner nach und nach die wichtigsten Städte und Stätten des Reiches, der Kirche, ja Europas abkonterfeite. Reisen und Zeichnen waren ihm viele Jahre ein Beruf voller Abenteuer und Gefahren.

Das erhaltene Oeuvre lässt sich in Originalvorzeichnungen, Skizzenbücher, illustrierte Handschriften, Einzelstiche und Kupferstichwerke sowie Guckkastenblätter unterteilen. Unter ihnen haben die nicht allzu zahlreich erhaltenen Vorzeichnungen den Reiz des unmittelbaren Eindrucks. Das alles lässt sich nur deshalb vergleichen und würdigen, weil M. mit unermüdlicher Umsicht, kriminalistischem Spürsinn und weitgehend auf eigene Kosten alle ermittelbaren Kunstwerke Werners zusammengetragen und in eine systematische Ordnung gebracht hat, um sie nun in Abbildungen von hervorragender Qualität zu dokumentieren. Das ist weit mehr als Spurensuche und Sammlerglück, sondern eine Forschungsleistung, die höchste Anerkennung verdient. Denn eher beiläufig enthält das Werk Neuentdeckungen oder Neuzuschreibungen, unter denen das „Reiseskizzenbuch“ aus dem Landesarchiv Linz hervorzuheben ist, das jetzt als Werk Werners gilt. Einen Schwerpunkt im grafischen Schaffen Werners bildete seine schlesische Heimat, in der er die letzten Lebensjahrzehnte verbrachte und wo er 1776 starb. Mit 1 400 unterschiedlichen Ansichten von 740 Orten ist Schlesien mit seinen Städten, Klöstern, Bethauskirchen und Schlössern in so umfassender Weise festgehalten, wie es keine zweite Provinz für diese Zeit behaupten darf. Dabei bildet die mehrbändige Topografie Schlesiens (Topographia oder Prodromus delineati Silesiae ducatus; die Titel wechseln von Band zu Band) im Umfang von 3 000 Seiten eine Leistung für sich, die von Werner selbst in mehreren Fassungen erstellt wurde. Sie war von ihrem Anspruch her nichts weniger als eine historisch-statistische Landesbeschreibung von Schlesien in Bild und Wort.

Geradezu Handbuchcharakter erhält das Werk durch die Darlegung von Art und Geschichte der Bildzyklen, den genauen Einzelnachweis aller Bilder und die Verleger- bzw. Verlagsporträts. So ist weit über den biografischen Ansatz hinaus ein Referenzwerk zur europäischen Topografie des 18. Jhs entstanden. In ihm sind über 3 500 unterschiedliche Ansichten aus zahlreichen Bibliotheken und Archiven verzeichnet, denen neben dem bildlichen Reiz oft genug historischer Quellencharakter zukommt. Zudem wurde es ein herrliches Bilderbuch, für dessen Opulenz auch dem Verleger gedankt sei.

Es bedeutet keine Schmälerung der großen Verdienste der Autorin, wenn einige Beobachtungen und Anregungen anzufügen sind. In diesem Buch stand die Erfassung und Dokumentierung des künstlerischen Werkes Werners im Vordergrund. Das überwältigende Werk lässt aber noch einmal nachhaltiger nach dem Künstler selbst fragen. Ein so abenteuerliches Leben muss mehr Spuren hinterlassen haben, als bisher wiederaufgefunden wurden. Hier bleiben für anschließende Forschungen noch archivalische Optionen offen. M. hat die spannende Autobiografie Werners wiederabgedruckt, belässt es aber bei den knappen Kommentaren der Vorlage. So bleibt der verschriebene Name des „vermögenden und wohlgelehrten“ Schauspielers „Hieverdin“ (S. 8) stehen, bei dem es sich um den Wiener Schauspieldirektor Johann Baptist Hilferding handeln dürfte. Ebenso ließe sich über den ersten bedeutenden Gönner Werners mehr ermitteln, wenn sein Name genauer verifiziert ist, vermutlich doch als der des kaiserlichen Obristleutnants Philipp

Ludwig Freiherr von Bettendorf (1665-1733). Eine andere Beobachtung gilt dem Bildungshintergrund und der Belesenheit Werners. Wenn er sich als einen „anderen“ schlesischen Robinson bezeichnet, so handelt es sich zunächst um eine literarische Anspielung auf den 1723/24 in Breslau erschienenen Roman „Schlesischer Robinson“ und weniger um eine allgemeine Redewendung. Da die Kurzbiografie Werners von 1748 im Faksimile geboten wird, lässt sich ersehen, dass ihr Autor sie mit „Conrad Carol Cuno“ unterschreibt und nicht mit Conrad Caroluno (S. 418). Das wäre von Belang, wenn dieser Name real und keine literarische Fiktion sein sollte. Und schließlich sei noch erwähnt, dass sich die Augsburger Verleger Werners ihre Bücher durch kaiserliche Privilegien gegen Raubdruck schützen ließen. Für diese Privilegien gibt es seit 2008 das informative Werk von Hans-Joachim Koppitz.¹ In ihm lassen sich die meisten Verleger Werners mit ihrer Produktion wiederfinden, was für manche Editionen eine nähere Bestimmung der Erscheinungsjahre gestattet. Darüber hinaus wäre es einen Versuch wert, die hier nachgewiesenen Archivalien selbst heranzuziehen bezüglich der Frage, ob sie etwas zu Leben und Werk Werners beitragen können.

Stuttgart

Norbert Conrads

¹ Die kaiserlichen Druckprivilegien im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Verzeichnis der Akten vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Deutschen Reichs (1806), hrsg. von HANS-JOACHIM KOPPITZ, Wiesbaden 2008 (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München, 75).

Beata Dudek: Juden als Stadtbürger in Schlesien. Glogau und Beuthen im Vergleich 1808-1871. (Schriftenreihe Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 60.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2009. 459 S. ISBN 978-3-8300-4505-2. (€ 98,-)

Der Emanzipationsprozess der Juden in den deutschen Staaten ist oft analysiert worden, wobei in der jüngeren Zeit nicht zuletzt Regional- und Stadtstudien die Forschung vorangebracht haben. Denn nur in kleinräumigen Analysen können die jeweiligen strukturellen Rahmenbedingungen (rechtlicher, ökonomischer, sozialer, politischer Art) und die Veränderungen der jüdischen Minderheiten genauer analysiert werden. Dadurch hat sich das Verständnis für die durchaus differenzierte Situation in Deutschland, aber auch innerhalb Preußens, sehr vertieft.

Beata Dudeks Studie untersucht zwei schlesische Städte, die beide einen hohen Anteil jüdischer Bevölkerung aufwiesen: Glogau zu Beginn des 19. Jhs gut 10 Prozent, im frühen Kaiserreich ca. sieben Prozent; Beuthen kontinuierlich zehn Prozent und mehr. Glogau als niederschlesische Festungsstadt wies ein bescheidenes Bevölkerungswachstum im Untersuchungszeitraum auf (von 10 000 auf ca. 15 000 Einwohner 1880); Glogau, im oberschlesischen Bergbaurevier gelegen, wuchs hingegen im 19. Jh. von knapp 2 000 auf über 40 000 Einwohner an. Die Vf.in schildert in drei systematischen Teilen zuerst und bei weitem am ausführlichsten die zunehmende Teilnahme der Juden an der Stadtgesellschaft (in den Bereichen Rechtsstatus und kommunale Selbstverwaltung, Wirtschaftsleben, Vereins- und Schulwesen, Militärdienst), dann in knapperen Teilen die jüdischen Kultusgemeinden und den religiösen Wandel innerhalb der Gemeinden. In den allgemeinen Ergebnissen spiegelt die Situation in beiden Städten das bekannte Bild wider. So entwickelte sich die überwiegend im Handel angesiedelte Erwerbsstruktur der Juden vom Kleinhandel zu mittelständischen Kaufleuten hin, im oberschlesischen Beuthen war dabei die Berufsstruktur – wie auch in den polnischen Nachbargebieten – differenzierter: Sowohl im Handwerk als auch im Schank- und Brennereiwesen waren Juden tätig, man findet sie dort auch in erheblichem Ausmaß als Besitzer von Bergbaubetrieben. In beiden Städten findet man sowohl Juden als Mitglieder in nicht konfessionell gebundenen Vereinen als auch ein entwickeltes jüdisches Vereinswesen. Was aber jüdische Mitglied-

schaften in nicht konfessionsgebundenen Vereinen über die Integration in die städtische Gesellschaft aussagen und inwiefern es auch Exklusionsmechanismen formeller wie informeller Art gab – dazu erfährt man nichts. Unterschiede gab es hinsichtlich der religiösen Prägung: Die Glogauer Juden schlossen sich ganz überwiegend dem Liberalismus an, in Beuthen blieb die Gemeinde traditionsorientiert, modernisierte aber dennoch das Synagogenleben.

Die Arbeit ist in der Anlage sehr kleinteilig verfasst. Sie sammelt und präsentiert zu beiden Städten jene Befunde, in denen Juden im Stadtleben greifbar werden. Diese Ausrichtung ist einerseits der begrenzten Quellenlage geschuldet und andererseits dem Problem, dass Stadtstudien dieser Art oft ein sehr hohes Maß an empirischer Arbeit benötigen, um wirklich fruchtbare vergleichende Aussagen treffen zu können. Dennoch hätten einige Verallgemeinerungen und vergleichende Blicke der Arbeit gut getan. So stand die traditionelle religiöse Orientierung der Beuthener Juden einer Teilhabe an der städtischen politischen Selbstverwaltung nicht im Wege, politische Beteiligung setzte hier zudem viel früher ein und war deutlich umfangreicher als im religiös-liberal geprägten Glogauer Judentum. In Beuthen gab es, im Unterschied zu Glogau, eine erhebliche polnische Minderheit; diese Konstellation veränderte auch die Position, Handlungs- und Integrationschancen der Juden im Emanzipationsprozess. Nicht nur hierzu wären einige systematische, weiterführende Bemerkungen und eine intensivere Kontextualisierung wünschenswert gewesen.

Halle (Saale)

Manfred Hettling

Jan z Dąbrówki: Komentarz do kroniki polskiej mistrza Wincentego zwanego Kadłubkiem / Iohannes de Dąbrówka: Commentum in Chronicam Polonorum Magistri Vincentii dicti Kadlubek. Hrsg. von Marian Zwiercan unter Mitarbeit von Anna Zofia Kozłowska und Michał Rzepiela. (Pomniki Dziejowe Polski Seria II, Bd. 14.) Polska Akademia Umiejętności. Kraków 2008. XLVIII, 320 S. ISBN 978-83-60183-79-3.

Die „Chronica Polonorum“ von Vinzenz Kadlubek aus den ersten Jahren des 13. Jh.s blieb bis zu den „Annales seu cronicae inclyti regni Polonorum“ von Jan Długosz aus dem dritten Viertel des 15. Jh.s das wichtigste Referenzwerk zur polnischen Geschichte. Die Art seiner Rezeption beschränkte sich nicht auf die handschriftliche Verbreitung des Textes und seine Lektüre in klerikalen Kreisen. Mit der Gründung der Universität Krakau 1364/1400 wurde das Geschichtswerk auch zum Gegenstand des akademischen Unterrichts. Johannes von Dąbrówka (Jan z Dąbrówki) (um 1400-1472), der selbst an der Krakauer Akademie studiert hatte, dort seit etwa 1433 wirkte und 1446-1472 mehrfach das Amt des Rektors bekleidete, verfasste verschiedene theologische Kommentare, ist aber aus historiografiegeschichtlicher Sicht vor allem wegen seines Kommentars zur Chronik von Vinzenz Kadlubek von Interesse.

Der Kadlubek-Kommentar war schon lange in der Forschung bekannt, vor allem durch die Studie des Hrsg.s¹ und durch Auszüge in den ersten Kadlubek-Ausgaben (1612, 1712), doch konnte man hiernach keine angemessene Vorstellung vom gesamten Kommentar gewinnen. Die von Johannes von Dąbrówka benutzte Vorlage gehört nicht zur Redaktion der Kadlubek-Handschriften, die Marian Plezias kritischer Edition² (1994) als Leithandschrift

¹ MARIAN ZWIERCAN: Komentarz Jana z Dąbrówki do Kroniki mistrza Wincentego zwanego Kadłubkiem [Der Kommentar Johannes von Dąbrówkas zur Chronik von Meister Vinzenz, genannt Kadlubek], Wrocław 1969 (Monografie z dziejów nauki i techniki, 57).

² Mistrza Wincentego zwanego Kadłubkiem Kronika polska [Die polnische Chronik von Meister Vinzenz, genannt Kadlubek], hrsg. von MARIAN PLEZIA, Kraków 1994 (Pomniki dziejowe Polski Seria II, 11).

zugrunde liegt. Erhalten sind das Arbeitsexemplar von Johannes, die Abschrift der Kadlubek-Chronik mit seinen erklärenden und kommentierenden Einträgen sowie vier Handschriften des Kommentars, die freilich nicht auf eine Reinschrift des Autors, sondern auf die Vorlesung oder das Diktat von Johannes zurückgehen. Dem eigentlichen Kommentar stellte Johannes einen Prolog voran, in dem er mit Zitaten aus antiken und mittelalterlichen Schriftstellern den Nutzen der Geschichte, vor allem aber den der Kenntnis der nationalen polnischen Geschichte betont, wobei er ausführlich die Version des Prologs der Großpolnischen Chronik über die Anfänge der polnischen Geschichte referiert. Die Chronik Kadlubeks selbst kommentiert er brief- bzw. kapitelweise nach deren Gliederung, den ersten drei Büchern mit dem literarisch fingierten Briefwechsel zwischen Matthäus von Krakau und Johannes von Gnesen und dem vierten, in Kapitel unterteilten Buch. Dabei weicht das von Johannes benutzte Kadlubek-Manuskript von der Einteilung ab, die Plezia in seiner Kadlubek-Edition vorgenommen hatte (vgl. hierzu die Konkordanz der Werkgliederung auf S. XLV-XLVIII). Der Kommentar von Johannes macht manche Einzelheiten der Schilderung Kadlubeks sprachlich leichter verständlich, fügt Datierungen ein (Kadlubek hatte auf jede Jahresangabe verzichtet) und ergänzt die Darstellung, vor allem nach der Großpolnischen Chronik und der Chronik Martins von Troppau. Im letzten Kapitel führt er die Darstellung, die bei Kadlubek zu Beginn des 13. Jh.s endete, summarisch bis zum Jahr 1436.

Obwohl Jerzy Wyrozumski im Vorwort zu bedenken gibt, ob es sich bei diesem *Commentum* überhaupt um einen historiografischen Text handele und er zu Recht in der Reihe „Pomniki Dziejowe Polski“ veröffentlicht sei, wird die Forschung die Edition uneingeschränkt begrüßen: Der Kommentar ist ein hervorragendes Beispiel für die Art der Benutzung und Kommentierung historiografischer Texte im spätmittelalterlichen Universitätsbetrieb und im europäischen Maßstab ein sehr frühes Beispiel für die Entstehung einer neuen, Geschichte schreibenden und reflektierenden Textsorte. Die Publikation stellt einen Ausgangspunkt dar für weitere Forschungen zur spätmittelalterlichen Geschichtskultur und zum mittelalterlichen polnischen Geschichtsdenken. Die Edition enthält einen dreiteiligen kritischen Apparat mit philologischen Varianten, Identifizierung von Zitaten und Sachkommentar, bietet eine Einleitung der Hrsg. (auch in gekürzter lateinischer Fassung), einen Index der im Kommentar zitierten Bibelstellen sowie ein Namenregister. Man vermisst allerdings Reproduktionen von Beispielseiten aus der Arbeitskladde von Johannes und den Handschriften des Kommentars, wie sie Zwiercan in seiner Monografie geboten hat, was die Arbeitsweise des Johannes veranschaulicht hätte.

Marburg – Warszawa

Norbert Kersken

Atlas historii Żydów polskich. [Atlas zur Geschichte der polnischen Juden.] Hrsg. von Witold Sienkiewicz. Demart. Warszawa 2010. 423 S., zahlr. Abb. u. Ktn. ISBN 978-83-7427-453-1.

Noch ehe das künftige Warschauer Museum für die Geschichte der Juden Polens (*Muzeum Historii Żydów Polskich*) neben dem Denkmal der jüdischen Gettokämpfer seine Pforten öffnen wird, hat es sich an den Arbeiten für diesen „Atlas“ beteiligt. Hinter dem Begriff, der auf ein umfangreiches Kartenwerk schließen ließe, verbirgt sich weit mehr: ein reich bebildertes, mit zahlreichen Diagrammen, Grafiken, Tabellen, Stadtplänen, Landkarten, Fotos und Faksimiles ausgestattetes Lehrbuch über die Geschichte der Juden von den Anfängen der jüdischen Diaspora über rund tausend Jahre jüdischer Präsenz in den polnischen Gebieten bis zum Beginn des 21. Jh.s.

Versierte Spezialist/inn/en haben die acht Textbeiträge für die einzelnen Zeitabschnitte verfasst. Die Zeit bis zum Spätmittelalter, aus dem nur geringe Spuren der zeitgenössischen materiellen Kultur überdauert haben, stellt Hanna Zaremska vor. Mit dem so genannten Goldenen Zeitalter der polnischen Juden befasst sich Jacek Wiczka, der auch schildert, wie dieses seit der Mitte des 17. Jh.s durch innere Krisen und Angriffe von außen zugrunde ging. Aus der Frühen Neuzeit stammen viele der bedeutendsten Synagogen,

die zugleich als Festungsbauten angelegt waren; später kamen – besonders in den Schtetln Ostpolens – die großen hölzernen Synagogen hinzu. Marcin Woźniński blickt dann auf die jüdische Geschichte in der Teilungszeit, wobei einer der Schwerpunkte die Ausbreitung und Entfaltung des Chassidismus ist. Ein Großteil der Illustrationen stammt hier aus den – bislang kaum veröffentlichten – (Bild-)Sammlungen des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts. Dies gilt auch für das jüdische Leben in der Zweiten Polnischen Republik, das Jolanta Żyduł vorstellt: Sie beschreibt diese zwei Jahrzehnte als einen Zeitraum, in denen die rund drei Millionen Menschen umfassende Gemeinschaft ihre eigenständigen Strukturen – über den religiösen Bereich hinaus – weiter ausbildete. Zwischen traditionsverbundener Erstarrung und nationalem Aufbruch, der nicht zuletzt von den zionistischen Jugendbünden ausging, entfalteten sich so einzigartige und sehr vielgestaltige Lebenswelten.

Die unwiederbringliche Zerstörung all dessen, was Generationen aufgebaut hatten, fasst Andrzej Żbikowski's Beitrag über die „Vernichtung der polnischen Juden in den Jahren des Zweiten Weltkriegs“ (S. 325) zusammen. Besonders instruktiv sind hier die neu erstellten Lagepläne von einigen Gettos und den nationalsozialistischen Vernichtungslagern. Die Entwicklung nach der Katastrophe resümieren August Grabski und Andrzej Rykała.

Einige der Beiträge beginnen mit einer großformatigen Fotografie, die den Zeitabschnitt versinnbildlichen soll, andere schließen mit einer kleinen Auswahlbibliografie. Insgesamt ist dem Hrsg. und seinen Mitstreitern ein großer Wurf gelungen – ein bibliophiles Werk, das bereits jetzt einen Vorgeschmack gibt auf die seit einigen Jahren in Planung befindliche Ausstellung, die von multimedialen und virtuellen Elementen geprägt sein wird.¹

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ <http://www.jewishmuseum.org.pl> (eingesehen am 29.03.2011).

Ingo Eser: „Volk, Staat, Gott!“. Die deutsche Minderheit in Polen und ihr Schulwesen 1918-1939. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 15.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. 771 S. ISBN 978-3-447-06233-6. (€ 59,-)

Obwohl das Schulwesen eines der zentralen Probleme aller nationalen Minderheiten darstellt, ist das deutsche Minderheitenschulwesen in der Zweiten Republik, sieht man von einem von Paul Dobbermann 1925 herausgegebenen Band¹ und der Gegenschrift Jan Suchowiaks² ab, bislang von deutscher Seite nicht dargestellt, geschweige denn untersucht worden. Auch die polnische Forschung genügt in keinem Fall heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen. Ingo Eser füllt mit seiner in Marburg bei Hans Lemberg eingereichten Dissertation eine wesentliche Forschungslücke.

Nach Forschungsbericht und Darstellung von Fragestellung und Methode holt der Vf. zunächst weit aus und zeigt „Die Wurzeln der Minderheitenproblematik (vor 1918/22)“ differenziert nach den historischen Teilgebieten der Zweiten Polnischen Republik und das Dreiecksverhältnis zwischen dem Deutschen Reich, der Republik Polen und der deutschen Minderheit sowie deren Strukturen und Organisationen auf. Er liefert damit, großenteils aus Archivquellen, die erste und einzige wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung der

¹ PAUL DOBBERMANN: Die deutsche Schule im ehemals preußischen Teilgebiet Polens, Posen 1925.

² JAN SUCHOWIAK: Niemieckie szkolnictwo w Poznańskim i na Pomorzu [Das deutsche Schulwesen im Posener Land und in Pommerellen], Poznań 1927.

Geschichte dieser Minderheit, die schon für sich eine beachtenswerte wissenschaftliche Leistung darstellt.

Auf dieser Grundlage baut E. seine weitgehend auf Akten in deutschen und polnischen Archiven, dazu auf die fast unübersehbare zeitgenössische deutsche und polnische Publizistik, auf Erinnerungsliteratur, Heimatbücher und die deutsche und die polnische Forschungsliteratur nach 1945 gestützte, systematisch angelegte Untersuchung des deutschen Minderheitenschulwesens auf, das er nicht als isoliertes Phänomen auffasst, sondern in die allgemeine Schulentwicklung in Polen einordnet. Regional differenziert erarbeitet er das Verhältnis der deutschen Schulorganisationen zum polnischen Staat in seiner historisch-politischen Entwicklung und untersucht den Zugang zu den Minderheitenschulen einschließlich des oberschlesischen Schulstreits. Ebenso systematisch analysiert er „Gründung und Betrieb deutscher Minderheitenschulen“ von der Konzession über die staatliche Anerkennung der Abschlüsse (das „Öffentlichkeitsrecht“) bis zum Schulbau durch die deutschen Schulvereine, danach „Lehrerschaft, Unterricht und Schulaufsicht“ einschließlich der Arbeitsbedingungen, des deutschen und polnischen Sprachunterrichts, des „Spannungsfelds von staatsbürgerlicher und völkischer Erziehung“ und der „Lage der jüdischen Lehrer und Mitschüler“ als „Indiz für den Stimmungswandel“ an den deutschen Schulen.

Zuletzt befasst sich E. mit den „außenpolitischen Verflechtungen“, insbesondere dem „Gegenseitigkeitsgedanken“, seiner „Verschärfung“ nach der deutsch-polnischen Minderheitenerklärung vom 5. November 1937 sowie der Verschlechterung der Lage der Minderheitenschulen im Zuge des deutsch-polnischen Konflikts seit März 1939 bis zur „deutschen Schule im Belagerungszustand“ im Sommer des Jahres. E. beendet seine Untersuchung mit einem kurzen Ausblick auf die – jetzt verstaatlichten – deutschen Schulen zu Beginn der deutschen Besatzung nach dem September 1939 und der „Enttäuschung“ (S. 657) der „volksdeutschen“ Lehrer, da ihre Verwendung nach der Okkupation nicht ihren Erwartungen entsprach. Abschließend ordnet er seine Ergebnisse in den europäischen Kontext ein, indem er die Lage der deutschen Minderheitenschulen in Polen kurz mit der in anderen europäischen Staaten in dieser Zeit zwischen Dänemark im Norden und Jugoslawien im Südosten vergleicht. Man kann – gegen die zeitgenössischen Unterdrückungsgeschichten und die sie fortsetzenden älteren Darstellungen mit wissenschaftlichem Anspruch wie denen Theodor Bierschenks³ oder Richard Breyers⁴ – seinem Ergebnis nur zustimmen, „dass Polen im Hinblick auf seine Minderheitenpolitik eine mittlere Stellung einnahm“ (S. 666).

Die dem Resümee vorangestellte Schlussfrage „(Des-)Integration durch die Minderheitenschule?“ beantwortet E. so differenziert, wie er seine gesamte Darstellung angelegt hat, die polnische Minderheiten- und Schulpolitik sei „zu vielschichtig [gewesen], um sie allein mit Schlagwörtern wie ‚Assimilation‘ und ‚Repression‘ charakterisieren zu können“. Dieses Ergebnis untermauert der Vf., indem er die oft widersprüchlichen Entwicklungen unter den Beeinflussungen durch die polnische Innen- und die deutsche Außen- und Revisionspolitik im Interaktionsdreieck zwischen den deutschen Minderheiten, dem polnischen Staat und den unterschiedlichen Gruppen der polnischen Gesellschaft differenziert darstellt. Er akzeptiert nicht die von beiden Seiten implizierte Ausgangssituation, die nationale Abgrenzung zwischen polnischer Staatsnation und deutscher Minderheit sei objektiv gewesen, sondern betont den subjektiven Faktor und problematisiert das „volksnationale“

³ THEODOR BIERSCHENK: Die deutsche Volksgruppe in Polen 1934-1939, Würzburg 1954 (Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. Beihefte, 10; Der Göttinger Arbeitskreis, 124).

⁴ RICHARD BREYER: Das Deutsche Reich und Polen 1932-1937. Außenpolitik und Volksgruppenfragen, Würzburg 1955 (Marburger Ostforschungen, 3).

Denken (S. 621) gerade unter dem Aspekt der vom Völkerbund und vom polnischen Staat geforderten staatsbürgerlichen Loyalität.

E. hat die erste wissenschaftlich fundierte, in jeder Hinsicht grundlegende Untersuchung der Entwicklung des deutschen Minderheitenschulwesens und seines politischen und gesellschaftlichen Kontextes in der Zweiten Polnischen Republik auch im Wechselspiel zwischen Zentralverwaltung und den Regionen vorgelegt und dazu die unterschiedlichen Perspektiven und die unterschiedlichen Diskurstraditionen in seine Analyse einbezogen. Er rekonstruiert die Strukturen und die Handlungsspielräume der Akteure in ihren jeweiligen Bedingungsbeziehungen. Mit seiner durch ein Personen- und ein geographisches Register vorbildlich erschlossenen Arbeit stellt er die Geschichte der deutschen Minderheit in Polen und der Minderheitenpolitik in der Zweiten Republik auf neue Grundlagen. Zugleich setzt er mit seinem methodologischen und systematischen Vorgehen neue Standards für die historische Minderheitenforschung.

Herne

Wolfgang Kessler

Jochen Böhler: Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen. Eichborn Verlag. Frankfurt am Main 2009. 271 S., Abb. ISBN 978-3-8218-5706-0. (€ 19,95.)

Mit der Wiedergabe von Szenen vom Beginn und Ende des Films „Der Pianist“ von Roman Polanski beginnt und endet Jochen Böhlers Darstellung des „Polen-Feldzuges“ vom September 1939. Damit gibt er seiner Schilderung einen angemessenen Rahmen, denn sie ist im Zusammenhang mit einer Fernsehdokumentation des Norddeutschen Rundfunks zum 70. Jahrestag des deutschen Überfalls entstanden. Der wissenschaftlichen Substanz der Darstellung tut das keinen Abbruch. Allerdings sind die Kernthesen B.s zum Überfall auf Polen als „Auftakt zum Vernichtungskrieg“ aus seiner 2006 im Druck erschienenen Dissertation¹ und publizistischen Beiträgen bekannt. Ihnen wird in der neuen Darstellung, die man wohl als „Begleitbuch“ zur Fernsehdokumentation ansehen kann, nichts Neues hinzugefügt: Nicht erst im „Russlandfeldzug“, sondern bereits im Krieg gegen Polen, der in der NS-Propaganda als „Feldzug der 18 Tage“ gefeiert wurde, hätten Wehrmacht, SS und Einsatzgruppen die Methoden und Mittel angewendet, die im Krieg gegen die Sowjetunion dann vollends das Vorgehen prägten: die Bombardierung ziviler Ziele bis hin zum „systematischen Bombenterror“ gegen Warschau (S. 169); massenhafte Übergriffe gegenüber Zivilisten, die als Maßnahmen zur Bekämpfung von Freischärlern („Freischärlerwahn“) gerechtfertigt und von den Befehlshabern teils geduldet, teils nicht energisch genug unterbunden wurden; Übergriffe gegenüber Kriegsgefangenen bis hin zu Massenerschießungen, die keine Einzelfälle, sondern ein „Massenphänomen“ gewesen und „in allen Einsatzräumen der Wehrmacht im September 1939“ aufgetreten seien (S. 168); schließlich Übergriffe gegenüber Juden, die von Quälereien und Gewalttaten einzelner Wehrmachtssoldaten bis hin zu systematischen Verfolgungen und Erschießungen durch die jeder Armee attachierten „Einsatzgruppen“ der Sicherheitspolizei reichten. Die Wehrmachtsbefehlshaber im besetzten Gebiet reagierten dabei nach B. unterschiedlich: Bei der Abschiebung von Juden nach Osten in das für die Sowjetunion vorgesehene Gebiet Polens habe die Zusammenarbeit zwischen Einsatzgruppen und Wehrmacht „nahezu reibungslos“ (S. 199) funktioniert, gegen Massaker der Einsatzgruppen regten sich zwar Proteste, sie wurden aber geduldet, sobald deutlich wurde, dass die Anordnung dazu von „ganz oben“ kam. In Einzelfällen waren Wehrmichtsangehörige sogar beteiligt, ohne dass gegen sie vorgegangen wurde. Die „saubere Wehrmacht“ – sie erweist sich bereits im Polenfeldzug als Mythos. B. hat dazu beigetragen, ihn als solchen zu entlarven.

¹ JOCHEN BÖHLER: Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939, Frankfurt a.M. 2006.

Für ein breiteres Publikum hat B. dies in der Fernsehdokumentation getan, in deren Rahmen das vorliegende Buch entstanden ist. Darin geht er insofern über die Dissertation hinaus, als er im thematischen Zusammenhang insgesamt 22 nationale „Mythen“ darlegt, die sich anlässlich des deutsch-polnischen Krieges auf beiden Seiten gebildet hätten und zu denen viele Augenzeugenberichte in Auszügen wiedergegeben werden. Auf diese Weise werden aufklärende Passagen eingefügt, die bisweilen Reportagecharakter tragen und das Buch, dem Genre entsprechend, lebendiger machen. Dabei ist das durchgängige Bemühen des Autors, die polnische Seite in die Darstellung einzubeziehen, sehr zu begrüßen, selbst wenn der Anteil deutscher „Mythen“ überwiegt. Nicht alle „Mythen“ haben den Rang der „sauberen Wehrmacht“ und sind im historischen Bewusstsein auf polnischer wie deutscher Seite gleichermaßen präsent oder präsent gewesen. Irgendwie abrufbar, wenn auch in der Regel unpräzise, müssen sie ja sein, um als „Mythen“ ihre Wirkung zu entfalten. So sind „Rabbi Schneersohns Rettung aus Warschau durch das Amt Ausland/Abwehr“ und der „Bombenanschlag von Tarnow“ als „Mythen“ sicher von geringerer Reichweite gewesen als etwa der „Sender Gleiwitz“ oder die „Westerplatte“ und die „Post von Danzig“. Bei manchem handelt es sich doch eher um historische Episoden. Die Aufklärung über die realen Tatsachen ist zweifellos nützlich. Allerdings hätte man sich darüber hinaus etwas mehr Auskunft darüber gewünscht, wie denn aus ihnen im historischen Bewusstsein im Laufe der Zeit „Mythen“ wurden. Der Autor hätte das zweifellos leisten können.

Ebeltoft

Bernd Bonwetsch

Schicksal und Bewältigung der Flucht und Vertreibung von Deutschen und Polen.

Vorträge und Berichte der Tagungen der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Hrsg. von Eberhard Günter Schulz. Georg Olms Verlag. Hildesheim – Zürich 2009. 320 S. ISBN 978-3-487-14286-9. (€ 48,-)

Der besprochene Band ist aus einer Tagungsreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat hervorgegangen, die im Dezember 2005, Mai 2006 und November 2007 polnische und deutsche Historiker, Literaturwissenschaftler, Schriftsteller, Journalisten, Kommunalpolitiker und Vertreter der Landsmannschaften zusammengeführt hat. Bei der Redaktion des Bandes wurden die von 18 Autoren eingereichten 23 Beiträge zu drei Themenkomplexen zusammengefasst: „Flucht und Vertreibung als Gegenstand der historischen und politischen Auseinandersetzung“, „Schicksal und Bewältigung von Flucht und Vertreibung in der Literatur“ sowie „Kooperation zwischen deutschen und polnischen Städten, Regionen und Institutionen“. Die Konzeption der Tagung lag bei dem 2010 verstorbenen Stiftungspräsidenten Eberhard Günter Schulz, der sie als Beitrag zur „gründlichen und vorurteilsfreien Erforschung der Sachverhalte“ und damit als Voraussetzung zur „Erkenntnis der Wahrheit“ wie zur „notwendigen Verständigung zwischen dem deutschen und dem polnischen Volke“ (S. 9) verstanden wissen wollte. Dass bei einer solchen Zielsetzung keine Einheit in den Fragestellungen und der methodischen Herangehensweise zu erwarten ist, liegt auf der Hand, auch wenn die thematische Bündelung der Beiträge dem Band einen Zusammenhang verleiht, den das Tagungsprogramm vermissen lässt.

Der Band wird mit einem Beitrag des Hrsg.s eröffnet, der Vertreibung als Problem der philosophischen Rechtslehre und als historischen Vorgang thematisiert. Dass beide Perspektiven nur bedingt in Einklang zu bringen sind, zeigt sich daran, dass der Vf. den (gerade auch juristisch relevanten) Unterschied zwischen der Evakuierung durch deutsche Behörden, der Flucht und der Ausweisung nach Beendigung des Krieges als „rechtlich unerheblich“ einebnet (S. 22), was nicht zuletzt daraus resultiert, dass der Zweite Weltkrieg und die deutschlandpolitischen Konzepte der Alliierten, ungeachtet der erklärten Absicht, die „Vertreibung der Deutschen aus dem Osten“ (S. 17) historisch einzuordnen, weitgehend ausgeblendet sind. Der Journalist Thomas Urban rekonstruiert die Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen und kommt zu dem Schluss, dass die Diskurse über die Vergangenheit in Polen und in Deutschland nicht nur gegenläufig seien, sondern sich

zudem in unterschiedlichen Stadien befinden würden: Während man in Deutschland die „düsteren Seiten der eigenen Geschichte“ (S. 43) aufgearbeitet habe, hielten die Polen weiterhin am idealisierten Selbstbild fest. Auch wenn sich nicht bestreiten lässt, dass die polnische Gesellschaft in zentralen Fragen der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte selektiv informiert ist, ist es zweifellos etwas voreilig, wenn Urban das nachlassende Interesse der polnischen Historiker an der Vertreibung als Beweis für die „erneute Tabuisierung des Themas in der Geschichtswissenschaft“ (S. 46) interpretiert. Der Germanist Paweł Ziemiak bestätigt den Befund, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema „Heimatverlust“ im deutsch-polnischen Kontext ins Zentrum unterschiedlicher argumentativer Praktiken führt, die mit unterschiedlichen (nationalen) Erinnerungsinteressen und -bedürfnissen zusammenhängen. Er besteht darauf, dass die historischen Ereignisse und Vorgänge der Vertreibung nicht isoliert, sondern in ihrem jeweiligen geschichtlichen Umfeld betrachtet werden, andernfalls könne das Thema politisch vereinnahmt und instrumentalisiert werden. Der Warschauer Historiker Piotr Madajczyk berichtet über die Vertreibung und Zwangsarbeit von Polen in den Jahren 1939-1945, die er im Kontext der „konvergen-ten Politik zweier totalitärer Regime“ (S. 65) betrachtet. Dementsprechend wertet er die Zwangsumsiedlungen, die die deutschen und die sowjetischen Behörden zur Änderung der Nationalitäten- bzw. Klassenstruktur in den annektierten Gebieten einsetzten, ungeachtet der Unterschiede in Zielsetzung, Durchführung und Charakter, als (ethnische) Säuberungen. Mit der Rolle der christlichen Kirchen bei der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt sich der Vorsitzende der Gemeinschaft evangelischer Schlesier Christian-Erdmann Schott. Er stellt fest, dass im Unterschied zu der wirtschaftlichen, politischen und kirchlichen Eingliederung der Vertriebenen die Integration ihrer Erfahrungen in das „nationale Geschichtsbild“ (S. 96) noch längst nicht abgeschlossen sei.

Die Bewältigung der Vertreibung in der deutschen Literatur ist das Thema der Beiträge von Louis Ferdinand Helbig, Eugeniusz Klin, Axel Dornemann und Monika Taubitz. Helbig, Verfasser einer mehrfach aufgelegten Monografie¹ über Flucht und Vertreibung in der deutschen Belletristik der Nachkriegszeit, begreift die „Vertreibungsliteratur“ als Versuch, das persönliche Erleben betroffener Menschen und die kollektive Erinnerung daran festzuschreiben (S. 103). Darin liegt für ihn auch die Bedeutung dieser Literatur: Sie gleiche die Defizite der Geschichtswissenschaft aus, indem sie die konkreten vergangenen, soziokulturellen Lebenswirklichkeiten vermittele sowie Erinnerungs- und Trauerarbeit leiste. Wie Helbig postuliert auch Klin eine „deutsch-polnische Gemeinschaft des Leidens“ (S. 132) und versucht diese mit Beispielen aus der deutschen und polnischen Literatur zu belegen, die das Zusammentreffen von Deutschen und Polen (bzw. polnischen und deutschen Vertriebenen) schildern. Mit dem gleichen Thema, allerdings in den Erlebnisberichten deutscher Vertriebener, beschäftigt sich Dornemann. Bei der Auswertung der einschlägigen Veröffentlichungen stellt er fest, dass die Vertreibungsgeschichten der Deutschen und Polen zunehmend in einen gemeinsamen Kontext gestellt und miteinander vermittelt würden. Schließlich kommt mit Taubitz eine der mehrfach erwähnten deutschen Autorinnen selbst zu Wort – mit einem Beitrag über „persönliches Erleben und literarische Umsetzung“.

Im dritten Abschnitt des Bandes wird die Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Städten, Regionen und Institutionen dokumentiert. Klaus Schneider berichtet über den deutsch-polnischen Dialog in Glogau (Głogów), Sigismund von Zedlitz

¹ LOUIS FERDINAND HELBIG: Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit, 3. erg. Aufl., Wiesbaden 1996 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 3).

fasst 30 Jahre Zusammenarbeit zwischen den deutschen und den polnischen Liegnitzern zusammen, Hans-Jürgen Karp schreibt über die wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit von Deutschen und Polen im Ermland und in Masuren, über „grenzüberschreitende Arbeit an der unteren Weichsel“ (S. 273) berichtet Hans-Jürgen Schuh, Roswitha Wisniewski stellt die Europäische Akademie in Küls (Kulice) vor, Taubitz berichtet über den Wangener Kreis und seine Zusammenarbeit mit Partnern im heute polnischen Schlesien, und schließlich schildert Werner Bader seine Erfahrungen als Bundessprecher der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg. Mit der wissenschaftlichen Kooperation zwischen polnischen und deutschen Universitäten beschäftigen sich bezüglich Grünbergs (Zielona Góra) Eugeniusz Klin, bezüglich Breslaus (Wrocław) Anna Stroka und bezüglich von Frankfurt/Oder Werner Bencke. Allerdings liegt gerade bei der Lektüre dieser Berichte die Frage nahe, ob die längst stattfindende Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Universitäten notwendig als Beitrag zur „Bewältigung von Flucht und Vertreibung“ gewertet werden muss. Insgesamt dürfte der Band für Fachleute nur wenig wirklich Neues enthalten, er beleuchtet allerdings die Vielfalt der Kontakte auf kommunaler und Vereinsebene und zeigt somit, dass diesseits und jenseits von Oder und Neiße viel mehr geschieht, als viele Politiker wahrhaben wollen.

Poznań

Katarzyna Śliwińska

Přemyslovci. Budování českého státu. [Die Přemysliden. Die Errichtung des böhmischen Staates.] Hrsg. von Petr Sommer, Dušan Třeštík und Josef Žemlička. Nakladatelství Lidové noviny. Praha 2009. 782 S., Abb., Ktn. ISBN 978-80-7106-352-0.

Das Prager Zentrum für mediävistische Studien sowie das Archäologische und das Historische Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften haben unter den Herausgebern Peter Sommer, Josef Žemlička und dem 2007 verstorbenen Dušan Třeštík ein monumentales Werk zum přemyslidischen Böhmen vorgelegt. Der repräsentative Band ist in fünf Abschnitte gegliedert: I. Die Přemysliden, der böhmische Staat und Europa; II. Die Anfänge; III. Das herzogliche Böhmen; IV. Das königliche Böhmen; V. Staatliche und dynastische Realien. Jeder Abschnitt enthält mehrere Kapitel, die wiederum durch verschiedene thematische Einschübe angereichert werden; diese meist zwei- bis vierseitigen Einschübe sind durch den Druck auf gelblich gemustertem Papier auch beim Durchblättern sofort erkennbar.

Der erste Abschnitt ordnet das přemyslidische Böhmen in größere Zusammenhänge ein. Robert Bartlett vergleicht den Integrationsvorgang von Böhmen und Mähren in das lateinische Europa mit den entsprechenden Vorgängen in Schottland. Jerzy Strzelczyk spricht die Beziehungen Böhmens zu den Elb- und Ostseeslaven und zu Polen an, während Jan Klápště („Europa, Mitteleuropa und die böhmischen Länder“) einen Überblick über die hochmittelalterlichen Veränderungen in wirtschafts- und siedlungsgeschichtlicher Hinsicht gibt.

Im zweiten Abschnitt behandelt Třeštík das vorpřemyslidische Böhmen, die böhmische Ethnogenese und die Durchsetzung erster böhmischer Heiliger im 10. Jh. Ergänzt wird dies durch zwei Beiträge aus archäologischer Sicht: von Pavel Kouřil, der den Forschungsstand zu Großmähren vorstellt, und von Jiří Sláma, der die wirtschaftliche Entwicklung, den Handel und die Anfänge der Münzprägung in Böhmen skizziert. Die ergänzenden Einschübe dieses Abschnitts betreffen die frühmittelalterlichen Burgwälle in Böhmen, die přemyslidische Domäne zu Beginn des 10. Jh.s, die Sitze der Fürsten und Großen, die großmährischen Einflüsse in Böhmen, die Prager Burg im Frühmittelalter, böhmischen Schmuck in frühmittelalterlichen Schatzfunden, das Fürstengrab von Kolín, die fürstliche *družina* sowie die bildliche Darstellung der böhmischen Heiligen.

Der dritte Abschnitt ist dem herzoglichen Böhmen vom Beginn des 10. bis zum Ende des 12. Jh.s gewidmet. Die politische Entwicklung von der Herrschaft Jaromirs bis zu Heinrich Břetislav stellt Žemlička unter der Überschrift „Die Gesellschaft in der Bot-

mäßigkeit des Staates“ dar. Zdeněk Měřínský ergänzt dies für den mährischen „Bestandteil des přemyslidischen Staates“. Zeitlich zurück bis ins 9. Jh. greifen Třeštk and Sommer, indem sie die Grundlegung des Christentums in Böhmen darlegen. In den ergänzenden thematischen Einschüben geht es um die Klöster, wobei zeitlich bis ins 13. Jh. ausgegriffen wird, um die romanischen Dorfkirchen und ausführlich um das Gnesener Bronzeportal – der Bezug erfolgt hier über das Adalbert-Motiv. Im letzten Kapitel zeichnet Třeštk („Die Idee des Staates und des Volkes“) die Veränderungen in der gesellschaftlichen Ideologie im späten 11. und 12. Jh. nach, wie sie in der Cosmas-Chronik, im Bildprogramm des Přemysliden-Zyklus in der Znamer Rotunde und im Wenzelskult fassbar sind, nach.

Im vierten, umfangreichsten Abschnitt liefert wiederum Žemlička den Abriss der politischen Geschichte, wobei thematische Einschübe u.a. zur so genannten Sizilianischen Goldbulle Friedrichs II. von 1212 für Přemysl Otakar I. und zu den böhmischen Königskrönungen und Herrscherbegräbnissen geboten werden. Die tiefgreifenden siedlungs- und städtebaulichen Veränderungen des 13. Jh.s hinsichtlich des Burgenbaus und des Ausbaus des Städteneetzes im Rahmen des hochmittelalterlichen Landesausbaus beschreiben Jiří Doležal („Neue Zentren des přemyslidischen Böhmen und Mähren im 13. Jh.“) und Klápště („Die Besiedlung der böhmischen Länder am Ende der přemyslidischen Epoche“). Das Verhältnis von Kirche, Staat und Gesellschaft, den Kirchenbau, Fragen der Prägung der Gesellschaft durch kirchliche Normen im 13. Jh. behandelt Sommer unter dem Stichwort der „zweiten Welle der Christianisierung“. Hiermit in Zusammenhang stehen Beiträge über die „Gründungstätigkeit der letzten Přemysliden“ mit einem Überblick über Kloster- (u.a. Velehrad, Tisnov, Klarissenkloster Prag, Goldenkron, Sedletz, Königsaal) und Städtegründungen sowie über die Anfänge der gotischen Architektur von Jiří Kuthan.

Im fünften Abschnitt werden schließlich drei große Sonden gelegt, die den gesamten Zeitraum betreffen. Es geht um den geografischen Raum Böhmens und Mährens, wobei Markéta Marková eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Grenzabschnitte vornimmt, um die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung, wobei Žemlička („Unsere Deutschen, fremde Deutsche und Juden“) jüdische und deutsche Zuwanderer in den Blick nimmt, und um die Schriftkultur, hinsichtlich derer Marie Bláhová einen erschöpfenden Überblick vor allem über die hagiografischen, liturgischen, urkundlichen und historiografischen Texte bietet. Am Ende steht ein wirkungsgeschichtlicher Ausblick von Eva Doležalová, in dem sie das Aufgreifen und die Inanspruchnahme der přemyslidischen Tradition durch die Luxemburger, besonders durch Karl IV., deutlich macht.

Der gewichtige Band, der durch zahlreiche farbige Abbildungen, Skizzen, Karten hervorragend ausgestattet ist und zum wiederholten Blättern und Nachlesen einlädt, wird beschlossen durch eine genealogische Zusammenstellung aller Mitglieder der Přemysliden-dynastie und eine genealogische Tafel, eine Zeittafel vom 7. Jh. bis 1306, ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister. Hervorzuheben ist, dass es sich nicht um einen Sammelband, sondern um ein Kollektivwerk im besten Sinn handelt, an dem neben Historikern zu einem bedeutenden Teil auch Mittelalterarchäologen und Kunsthistoriker als Autoren beteiligt sind.

Am Ende drängen sich freilich einige konzeptionelle Nachfragen auf. Diese betreffen zunächst die dynastiegeschichtliche Konzeption des Bandes. Tatsächlich bieten die Hrsg. eine Gesamtgeschichte Böhmens und Mährens bis zum Ende der přemyslidischen Herrschaft. Das bedeutet einerseits, dass die vorpřemyslidische Geschichte Böhmens selbstverständlich mitbehandelt wird. Andererseits wird die Art der dynastischen Prägung der früh- und hochmittelalterlichen böhmischen Geschichte nicht thematisiert. So wird nicht geklärt, inwieweit die přemyslidische Dynastie als alleiniger oder wichtigster politischer Akteur dieses Zeitraums begriffen werden kann und welche Bedeutung das Herrscherhaus für die vorgestellten sozial-, kirchen- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen hat. Daneben wird ein wichtiges Medium dynastischer Politik, die Politik der Eheverbindungen mit anderen

Adelsfamilien, überhaupt nicht systematisch thematisiert. Ein Zentralbegriff des Bandes, der in vielen Beiträgen darstellungsorientierend ist, ist „Staat“ (*stát*), eine Terminologie, die vor dem Hintergrund der mediävistischen Diskussion der letzten Jahrzehnte Irritationen hervorruft.¹ Auch wenn man die Legitimität akzeptiert, moderne (Forschungs-)Begriffe aus heuristischen Gründen auf ältere Epochen anzuwenden, erscheint die unreflektierte Selbstverständlichkeit dieses Begriffsgebrauchs wissenschaftlich überholt. Insgesamt macht das zugrundeliegende Geschichtsbild trotz des Einleitungskapitels mit seinen (mittel)europäischen Bezugsetzungen einen sehr traditionellen Eindruck. In diesem erratisch vorgestellten přemyslidschen Böhmen haben die Beziehungen zu seinen Nachbarn, vor allem zum Reich mit seinen Territorien und zu Polen, keinen systematischen Stellenwert.

Dennoch liegt hier mit seinem Materialreichtum und seinem wissenschaftlichen Apparat ein Grundlagenwerk zur früh- und hochmittelalterlichen böhmischen Geschichte vor, dem breite Aufnahme gewünscht werden kann.

Warszawa – Marburg

Norbert Kersken

¹ Hierzu zuletzt: Was war das frühpiastische regnum?, hrsg. von EDUARD MÜHLE, (Jochim-Lelewel-Gespräche des DHI Warschau, 2/2010); <http://www.perspectivia.net/content/publikationen/lelewel-gespraech/2-2010> (eingesehen am 12.09.2011).

Rita Krueger: Czech, German, and Noble. Status and National Identity in Habsburg Bohemia. Oxford University Press. New York 2009. 290 S. ISBN 978-0-19-532345-0. (€ 47,99.)

Von Analysen zur Entstehung und Konstruktion des Nationalstaates hat sich der Fokus des Interesses vieler historischer Arbeiten der letzten Jahre hin zu einer stärkeren Konzentration auf die Identitätsbildungsprozesse, die mit dem *nation building* einhergingen, verschoben. Während ältere Untersuchungen zur Entstehung des Nationalismus in den böhmischen Ländern meist auf die bürgerlichen Proponenten der tschechischen Nationalbewegung des 19. Jh.s fokussierten und den Adel als a-national aus dieser Erzählung ausschlossen, hat sich Rita Krueger in ihrem Buch vorgenommen, eine andere Geschichte zu erzählen und die Rolle des Adels in den Anfängen des tschechischen *nation building* neu zu bewerten: „It is a story of how and why some nobles began to see their social position through a nationalized lens, and used their social position to endow institutions to prove and promote national excellence“ (S. 5).

Diese Konstellation beschreibt die Vf.in als Schnittstelle zweier Entwicklungen: erstens der Erschütterung traditioneller adeliger Vorherrschaft durch die politischen Ereignisse des 18. und frühen 19. Jh.s, allen voran die Französische Revolution, und zweitens der Neuformierung von Institutionen des öffentlichen Lebens, an der sich der böhmische Adel in großem Ausmaß beteiligte. Demgemäß beschäftigen sich auch die Kapitel des Buches zum einen mit politischen Entwicklungen im Habsburgerreich und in Europa sowie deren Auswirkungen auf und Rezeption durch den böhmischen Adel, zum anderen mit der Entstehungsgeschichte verschiedener Institutionen, die später für die tschechische Nationalbewegung von Bedeutung werden sollten, und der Rolle der in diese Gründungen involvierten Adelige. Dass dabei die von ihr herangezogenen progressiven, von der Aufklärung beeinflussten Adelige lediglich ein Segment der gesamten Adelsgesellschaft darstellen, verschweigt sie nicht – doch geht es ihr nicht um eine generelle Geschichte des Adels als sozialer Schicht, sondern um eine Darstellung in Bewegung geratener adeliger Identitäten; und diese Bewegung erfasste die progressiven Adelige naturgemäß in höherem Maße als die Traditionalisten.

Die Selbstbilder der Adelige, die K. aus autobiografischen Schriften und Briefen sowie reichem Archivmaterial gewinnt, changieren dabei oft je nach Situation zwischen „deutsch“ und „tschechisch“. Die „böhmische“ Identität der betreffenden Adelige steht

hingegen meist fest – und genau an dieser Stelle ergibt sich in den Augen der Rezensentin ein Problem: Die Vf.in betont zwar stets die Rolle und den Einsatz des Adels für nationale Ziele, scheint dabei jedoch oftmals „national-böhmisch“ und „national-tschechisch“ gleichzusetzen. Die „Ehrenrettung“ des Adels soll also über seine Inkludierung in die tschechische Nationalgeschichte erfolgen. Nun ist dies zwar ein ehrenwertes Unterfangen, es stellt sich allerdings doch die Frage, ob es nicht lohnender wäre, die Fallen der Nationalgeschichtsschreibung noch konsequenter zu umgehen und den innovativen Ansatz des Buches, nämlich die Analyse des Wechselspiels zwischen der Neuformierung adeliger Identitäten und der Entstehung einer (später dann in erster Linie bürgerlichen) Öffentlichkeit weniger durch die Linse der späteren Nationalbewegung zu betrachten. Nicht nur die nationalen Identitäten der Adligen waren in Bewegung, sondern auch ihre sozialen Identitäten wurden zwischen der traditionell exklusiven adeligen Unterhaltung und dem Engagement in den neuen, breiteren Bevölkerungsschichten offenstehenden Verbindungen wie Freimaurerlogen und wissenschaftlichen Gesellschaften neu definiert, ganz zu schweigen vom stets ambivalenten Verhältnis des böhmischen Adels gegenüber der habsburgischen Machtpolitik.

Während also auf einer allgemeineren theoretischen Ebene das Verhältnis zwischen den verschiedenen „nationalen Identitäten“ vor oder während der Entstehung der Nationalbewegungen zwangsläufig etwas diffus bleibt, gewinnt das Buch vor allem dort, wo konkrete Beispiele veränderlicher Identitäten geschildert werden. Das Leben Kaspar Sternbergs steht dabei im Mittelpunkt und bildet neben dem seines Bruders Joachim und seines Cousins Franz gleichsam den – allerdings recht losen – roten Faden der Untersuchung. Freimaurerlogen, die Patriotisch-Ökonomische Gesellschaft, die Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften, die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, das Nostitz-Theater und das Nationalmuseum werden daraufhin untersucht, welchen Anteil Adelige an ihrer Konzeption hatten und welche Rolle sie wiederum für die sich verändernden adeligen Identitäten spielten. Dabei ist der Text dort am überzeugendsten, wo anhand von Archivmaterial und privaten Schriften der Proponenten auf konkrete Beispiele eingegangen wird, weniger hingegen dort, wo, wie im Falle des Nostitz-Theaters, vor allem Forschungsliteratur verwendet wird. Auf jeden Fall hat K. eine lesenswerte Studie vorgelegt, deren Lektüre besonders im Hinblick auf die Verbindung von politischer Geschichte, Kulturgeschichte und Identitätsbildungsprozessen spannende Einsichten bietet.

Bern

Katharina Wessely

Dagmar Blümllová u.a.: Čas optimismu a ctizádostivých nadějí. Prezentace a reprezentace české vědy a kultury v prvním desetiletí samostatného státu (1918-1929). [Die Zeit des Optimismus und der ehrgeizigen Hoffnungen. Die Präsentation und Repräsentation der tschechischen Wissenschaft und Kultur im ersten Jahrzehnt des selbständigen Staates (1918-1929).] (Jihočeský sborník historický – Supplementum, Bd. 1.) Jihočeské muzeum a Společnost pro kulturní dějiny. České Budějovice 2009. 419 S. ISBN 978-80-904446-0-7.

Der vorliegende Sammelband besteht aus 23 Beiträgen, deren Autoren auf dem gleichnamigen Symposium an der Südböhmischen Universität in České Budějovice (Böhmisch Budweis) auftraten. Er widmet sich der tschechischen Forschung und Kultur im Ausland in den 1920er Jahren. Es soll gezeigt werden, wie die tschechischen Eliten nach der Entstehung der Republik im Jahr 1918 Kontakte ins Ausland knüpften und beweisen wollten, dass der tschechische Staat reif und lebensfähig sei.

Die Beiträge sind in vier Abschnitte aufgeteilt, von denen der umfangreichste die Aktivitäten prominenter tschechischer Historiker (Kamil Krofta, Vlastimil Kybal, Josef Šusta, Jaroslav Bidlo, František Roubík und Karel Stloukal) behandelt, die zugleich in der Staatsverwaltung tätig waren. Krofta erwarb sich (laut Jindřich Dejmek) Verdienste um die guten Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und dem Vatikan, was angesichts der damaligen liberal und sozialistisch orientierten tschechischen Regierungsmannschaft keine

einfache Aufgabe war. Kybal bahe sich, so Jaroslav Hrdlička, als Botschafter in Italien und Südamerika einen festen Platz in der Geschichte der Diplomatie erobert. Šusta wurde, wie Jiří Lach in seinem Beitrag feststellt, während der Nachkriegskrise des tschechischen Katholizismus mit komplizierten Aufgaben im Bildungsministerium betraut. Der zweite Teil der ersten Sektion bietet – in den Beiträgen von Vlasta Mádllová und Daniela Brádllová – einen Rückblick auf die Geschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste und des Tschechoslowakischen Nationalrates für Forschung, die für tschechische Wissenschaftler bei der Vermittlung von Auslandskontakten von Bedeutung waren. Als besonders wertvoll ist die Studie von Ivo Pospíšil zu betrachten, die die Geschichte der Brüner Slavistik behandelt. Sein Beitrag weist zwar eine gewisse formale Unausgeglichenheit auf, aber dieser Mangel wird kompensiert durch seine scharfsinnigen Überlegungen zu bedeutenden Persönlichkeiten der tschechischen (Alois Augustin Vrzal, Jaroslav Burian, Vlasta Vlašínová, Jaroslav Mandát) und russischen (Sergij Grigorjevič Vilinskij, Roman Jakobson) Slavistik, die die Grundlagen für dieses Fach legten.

Weitere Studien dokumentieren die Bemühungen tschechischer Wissenschaftler, Künstler und Literaten, sich auf Konferenzen und Ausstellungsforen durchzusetzen. Erwähnenswert ist Jitka Rauchová's Blick hinter die Kulissen der deutschen Tageszeitung *Prager Presse*, die von dem Kreis um Tomáš Garrigue Masaryk unterstützt und finanziert wurde; das Blatt repräsentierte die pro-tschechische deutsch-liberale Strömung. Weiterhin ist auf die Studie von Robert Sak über das vergessene Werk des Literaten und Journalisten Miroslav Rutte an der Spitze der Zeitschrift *Cesta* und den von Břetislav Dítich verfassten Beitrag über das Schicksal von Milan Ratislav Štefánik hinzuweisen. Štefánik gehörte gegen Ende des Ersten Weltkriegs zusammen mit Tomáš G. Masaryk und Edvard Beneš zum Trio der bedeutendsten Politiker, die an der Wiege des tschechoslowakischen Staates standen. Sein tragischer Tod machte den Wissenschaftler, Soldaten und Politiker zu einer Legende, die D. entmythologisieren will.

Dieser Sammelband verdient vor allem aus zwei Gründen Aufmerksamkeit: Erstens zeigt er, dass die Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1918-1938), ungeachtet der Tatsache, dass ihr nach 1990 äußerst große Aufmerksamkeit gewidmet wurde, was auch die Teilstudien (z.B. von Zdeněk Kárník¹ oder Antonín Klimek²) beweisen, immer noch ein lohnenswertes Thema darstellt. Kárníks Buch macht deutlich, dass in bestimmten Bereichen – hierzu gehört neben der Kirchengeschichte auch die Kulturgeschichte – weiterhin Lücken bestehen bzw. dass bislang die einzelnen Detailstudien noch nicht zusammengefasst und in einen größeren Zusammenhang gestellt worden sind. Zweitens lässt sich aus dem Band ein formaler Missstand ablesen: Die Hrsg.in präsentiert den Sammelband als Monografie, als Autorin figuriert hier eine der Verfasserinnen, und zwar die erste in der alphabetischen Reihenfolge. Der Grund hierfür ist die kurzsichtige Politik derjenigen, die derzeit in der tschechischen Forschung den Ton angeben. Während man als Autor für einen Beitrag in einem Sammelband keine „Punkte“ erhält, bringt derselbe Artikel in einer Monografie mindestens 20 Punkte ein. Es wäre nutzbringend, wenn der Prozess der Anpassung der tschechischen Forschung an westliche Standards dem gesunden Menschenverstand folgen würde.

Olomouc

Pavel Marek

¹ ZDENĚK KÁRNÍK: *České země v éře první republiky (1918-1938)* [Die böhmischen Länder im Zeitalter der Ersten Republik], Bde. 1-3, Praha 2000-2003.

² ANTONÍN KLIMEK: *Boj o Hrad* [Der Kampf um die Burg], Bde. 1-2, Praha 1998.

Mirek Němec: Erziehung zum Staatsbürger? Deutsche Sekundarschulen in der Tschechoslowakei 1918-1938. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 33.) Klartext Verlag. Essen 2010. 434 S. ISBN 978-3-8375-0065-3. (€ 49,95.)

Diese Studie, die bereits 2006 von der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau als Dissertation angenommen wurde, untersucht die Rolle des deutschen Schulwesens in der Tschechoslowakei während der Zwischenkriegszeit. Mirek Němec favorisiert für seine Analyse den kulturwissenschaftlichen Ansatz, um den Prozess der staatlichen Integration einer ethnisch differenzierten Bevölkerung im Allgemeinen sowie die Motivationen und Gefühle wie auch die Auswahl des Wissens, das in der deutschen Mittelschule in der Tschechoslowakei im Hinblick auf eine staatliche Konstruktion vermittelt wurde, im Besonderen darstellen zu können.

Die 1918 entstandene Tschechoslowakische Republik (ČSR) war als ein Nachfolgestaat der Habsburgermonarchie ethnisch überaus heterogen. Zu Beginn der 1920er Jahre lebten in dieser Republik – neben den 6,7 Mio. Tschechen und 2,0 Mio. Slowaken – immerhin 3,1 Mio. Deutsche, 747 000 Magyaren, 461 000 Russen und Ukrainer, 180 000 Juden und 76 000 Polen. Damit avancierte die Gestaltung einer ausgewogenen Nationalitätenpolitik zur wohl wichtigsten innenpolitischen Herausforderung für die tschechoslowakische Regierung. In Bezug auf die Schulfrage wurde der jungen Republik auferlegt, für die nicht tschechisch oder slowakisch sprechenden Kinder einen angemessenen Unterricht in ihrer Muttersprache anzubieten. Faktisch erhielt jede nationale Gruppe ein eigenes Schulwesen. Die Deutschen konnten in der Republik zudem Hochschulabschlüsse in ihrer Muttersprache erwerben.

Die Lebensfähigkeit des Staates hing davon ab, ob sich ein friedliches Zusammenleben aller Nationalitäten in der multiethnischen ČSR gestalten ließ. Dabei erhielt die Ausbildung auf den höheren allgemeinbildenden Schulen im Kontext eines multinationalen Staates als Instrument staatlicher Integration einen zentralen Stellenwert. Die Untersuchung rekonstruiert auf einer bemerkenswert breiten Quellenbasis (u.a. Schuljahresberichte, Lehrbücher, Publikationen von Lehrern und Lehrervereinen sowie Memoiren) erstmals die Bildungspolitik der tschechoslowakischen Schulbehörden und die Reaktionsmuster deutschsprachiger Pädagogen und ihrer Berufskorporationen (vor allem des Reichsverbands der deutschen Mittelschullehrer in der Tschechoslowakei), wobei dem Schulalltag vor dem Hintergrund des deutsch-tschechischen bzw. deutsch-slowakischen Nationalitätenkonfliktes das Hauptaugenmerk in dieser Analyse beigemessen wird. Es zeigt sich, dass für die deutschen Pädagogen die spannungsgeladene Situation zwischen der von ihnen als tschechoslowakischen Staatsbeamten geforderten staatsbürgerlichen Loyalität auf der einen und der Solidarität mit dem eigenen deutschen Volk auf der anderen Seite zum Kardinalproblem für die Ausgestaltung des deutschen Schulwesens in der ČSR werden sollte. Die Studie veranschaulicht des Weiteren, welche Auswirkungen 1933 der Machtwechsel in Deutschland auf das sich bis dahin allmählich aufgebaute Vertrauensverhältnis zwischen den deutschen Pädagogen und der tschechischen Bildungsadministration haben sollte.

Dem Autor gelingt am Beispiel des Schulwesens insgesamt eine jederzeit überzeugende Darstellung, wie die Chancen und Möglichkeiten für das historische Projekt einer multinationalen Tschechoslowakei einerseits sowie der Hindernisse und Grenzen andererseits ausgelotet wurden. Schließlich hinterfragt N., in welchem Maße es Freiräume und so genannte Nischen für die deutschen Pädagogen gab. Als besonders problematisch, weil mit zahlreichen alten Stereotypen und Vorurteilen belastet, war dabei das Verhältnis zu der nicht nur zahlenmäßig starken deutschen Bevölkerungsgruppe. Die in Böhmen, Mähren und dem tschechoslowakischen Teil Schlesiens lebenden Deutschen, ca. ein Drittel der Gesamtbevölkerung der böhmischen Länder, kennzeichnete ein aus der Zeit der Monarchie überliefertes Selbstbewusstsein, das sich – bestärkt durch ihr erhebliches wirtschaftliches und kulturelles Potenzial – nicht selten in einem Überheblichkeitsgefühl gegenüber den tschechischen Nachbarn entfaltete. N. beleuchtet in geradezu mikroanalytischer Manier beson-

ders die Probleme einer schulischen Sozialisation, die den deutschen Schülern Werte hätte vermitteln können, durch die ihnen ein Bekenntnis als tschechoslowakische Staatsbürger deutscher Nationalität ermöglicht worden wäre. Solche in der deutschen Schule vermittelbaren Integrationsangebote – ergänzt mit Lehrinhalten, welche hätten helfen können, die gegenseitige Rivalität und Isolation zwischen Deutschen und Tschechen zu beseitigen – werden in der vorliegenden Studie unter dem Sammelbegriff der staatsbürgerlichen Erziehung erfasst.

Das von N. eindrucksvoll erforschte Wertesystem in der deutschen Mittelschule erhält in Hinblick auf das Leben der deutschen Mittelschicht in der ČSR die Funktion eines Seismografen, der Auskunft über zentrale Facetten des deutschen Alltagslebens in der zwanzigjährigen Geschichte der ČSR zu geben vermag. In diesem Zusammenhang kann die vorliegende Publikation auch als eine Mentalitätsgeschichte der in der ersten Tschechoslowakischen Republik lebenden Deutschen gelesen werden.

Greifswald

Andreas Pehnke

Vladimír Votýpka: Rückkehr des böhmischen Adels. Aus dem Tschechischen von Walter und Simin Reichel. Böhlau Verlag, Wien u.a. 2010. 412 S., Abb. ISBN 978-3-205-78290-2. (€ 35,-)

Als der 1932 in Prag geborene Publizist Vladimír Votýpka im Jahre 1970 für die Zeitschrift *Svět v obrazech* (Die Welt in Bildern) an einer umfangreichen Reportage über den denkmalpflegerischen Zustand von Schlössern in den Böhmisches Ländern arbeitete, trieb ihn die Frage um, was wohl aus deren einstigen Besitzern geworden sei. Damit hatte er sein Thema gefunden, das – erst lange nach der politischen Wende von 1989/90 – in eine Buchtrilogie mündete.¹ In deutscher Übersetzung ist der erste Band der Adels-Trilogie im Böhlau Verlag erschienen.² In vergleichbarer Aufmachung hat derselbe Verlag nun auch einen zweiten Band v.s. vorgelegt, der ausgewählte Kapitel des zweiten und dritten tschechischen Originalbuches zusammenfasst.

So entstand eine Sammlung von 14 familienbezogenen Essays, in denen Vertreter bekannter mitteleuropäischer Adelshäuser in ihrem räumlichen und familiengeschichtlichen Kontext porträtiert werden. Die verbindende Klammer der genau recherchierten Einzelepisoden bildet die Frage, was aus den einst mächtigen und wohlhabenden Familien nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie, während der ersten Tschechoslowakischen Republik und des Zweiten Weltkriegs, aber auch in der Zeit der ČSSR geworden ist. Die meisten der Porträtierten haben die Option des Exils gewählt, viele sind nach 1989 wieder in die Tschechoslowakei zurückgekehrt und bekamen aufgrund der neuen Gesetzeslage ihren Immobilienbesitz restituert. Heikle Fälle wie die der Fürsten von Liechtenstein, denen nach der Wende aufgrund der bekannten Verstrickungen ihrer Familie in den Nationalsozialismus die Rückgabe des südmährischen Schlosses Eisgrub (Lednice) und weiterer Besitzungen verwehrt blieb, werden allerdings ausgeklammert.

Die einzelnen Episoden eignen sich als unterhaltsame und durchaus lehrreiche Lektüre. Sie bieten einen facettenreichen Einblick in die „Welt von Gestern“ und in den unterschiedlichen Umgang mit familiären Traditionen nach historischen Brüchen. Allerdings wird der Leser des Buches, zumal dann, wenn er mit den böhmischen Realitäten nicht vertraut ist, neben den Einzelreportagen eine analytische Kontextualisierung vermissen. Die-

¹ VLADIMÍR VOTÝPKA: Příběhy české šlechty [Schicksale des böhmischen Adels], Praha – Litomyšl 2002; DERS.: Návraty české šlechty [Rückkehr des böhmischen Adels], Praha – Litomyšl 2000; DERS.: Paradoxy české šlechty [Paradoxe des böhmischen Adels], Praha 2005.

² VLADIMÍR VOTÝPKA: Böhmischer Adel. Familiengeschichten, Wien u.a. 2007.

sen Anspruch vermag die Essaysammlung nicht zu erfüllen; sie hätte die Einbeziehung einer sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Betrachtungsebene erfordert.

Die heute in der Tschechischen Republik feststellbare „Adelsrenaissance“, für die auch dieses Buch steht, resultiert unter anderem aus dem antikommunistischen Reflex einer Generation, die in einem Land mit reicher historischer Adelstradition die weitgehende Ausblendung des Adels aus dem öffentlichen Diskurs erlebt hat. Nach den Jahren staatlich verordneter Nivellierung steht der Adel für ständische Distinktion und eine andere Ordnung der Gesellschaft. Das mag auch ein Erklärungsansatz für die Popularität des tschechischen Außenministers Karel Fürst Schwarzenberg sein, der in dem Band lediglich am Rande erwähnt wird.

Das Lesevergnügen wird durch die bewusste Entscheidung der Übersetzer aus dem Tschechischen, ausschließlich deutsche Ortsnamen für die genannten Orte in Böhmen zu verwenden, ein wenig getrübt. Während dies auch für die Gegenwart im Falle großer Orte – Prag, Brünn und Olmütz etwa – unstrittig ist, befremdet im deutschen Kontext die exklusive Verwendung von Chotieborsch (statt Chotěboř) oder Tschastolowitz (statt Častolovice). Es entsteht so unerschwinglich der Eindruck eines rein deutsch geprägten Böhmens, das auch inhaltlich im Widerspruch zur Supranationalität vieler der porträtierten Adeligen steht.

Oldenburg

Tobias Weger

Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil III: **Von der Regierung unter Švehla bis zum Vorabend der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland, 1926-1932.** Berichte des Gesandten Dr. Walter Koch. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Manfred Alexander. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 49/3.) Oldenburg. München 2009. 448 S. ISBN 978-3-486-55923-1. (€ 69,80.)

Manfred Alexander legt mit der angezeigten Publikation den dritten der auf fünf Bände angelegten Quellenedition „Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag“ vor. Bereits erschienen sind Band I „Von der Staatsgründung bis zum ersten Kabinett Beneš 1918-1921“ (2003 in zweiter Auflage), Band II „Vom Kabinett Beneš bis zur ersten übernationalen Regierung unter Švehla 1921-1926“ (2004) und Band IV „Vom Vorabend der Machtergreifung in Deutschland bis zum Rücktritt von Präsident Masaryk 1933-1935“ (1991). Band V mit dem Berichtszeitraum 1935-1938 ist in Vorbereitung. Von den erschienenen Bänden sind die ersten drei von A. ediert, der vierte von Heidrun und Stefan Dolezel.

Es handelt sich hier also um ein groß angelegtes Editionsunternehmen, das uns einen Einblick in die Politikfelder gibt, welche die deutsche Politik in der Ersten Tschechoslowakischen Republik bestimmten – Einblick zunächst in das, was die Gesandten nach Berlin berichteten. Anders als im Untertitel suggeriert, kommen hier mehrere Autoren zu Wort. Neben dem Gesandten in Prag (Praha) gab es einen in Pilsen (Plzeň), einen in Brünn (Brno), einen in Reichenberg (Liberec), einen in Preßburg (Bratislava) und einen in Kaschau (Košice); teils berichten mehrere Konsuln von einem Ort. Dabei lassen sich durchaus Unterschiedlichkeiten im Stil und in der politischen Überzeugung ausmachen. Jedoch zeichnen sich alle Berichte oberflächlich betrachtet durch Emotionslosigkeit und – wenn man so will – Objektivität aus. Objektivität bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die Diplomaten ihre Funktion erfüllten, denn stärker als die subjektiven Momente stechen die Anpassungsleistungen an das politische Klima hervor. In den Berichtszeitraum fallen die erstmalige Beteiligung deutscher Parteien an Regierungen der Tschechoslowakei, der in Genf ausgetragene Streit um die tschechoslowakische Bodenreform, die dortige internationale Abrüstungskonferenz sowie die Reichstagswahlen 1930 und 1932.

Wer aber glaubt, es hier mit einem spannenden Quellenmaterial zu tun zu haben, irrt. Die Konsuln hadern nicht, sie rechten nicht, sie fühlen sich in ihrem Urteil niemals unsicher. Wenn dabei der Schwerpunkt der Quellenedition auf Innenpolitik und Minderheitenproblemen liegt, so ist dies auch genau der Blickwinkel der edierten Berichte. Dabei gibt der Hrsg. an, nicht selbst eine Thematik in den Vordergrund zu stellen, sondern die Sujets der Berichte ausgewogen wiederzugeben. Da es keinen Grund gibt, diese Behauptung in Frage zu stellen, erweist sich, wenig überraschend, bei der Lektüre der Berichte zweierlei als symptomatisch für den deutschen Blick auf die Tschechoslowakei: erstens die Vermischung der außenpolitischen deutschen und der innenpolitischen „sudetendeutschen“ Perspektive und zweitens die überaus starke Fixierung auf die „Minderheitenprobleme“ der Tschechoslowakei, und dabei auch auf die slowakischen Autonomiebestrebungen. Damit einher geht ein abgrundtiefes Misstrauen gegen alle Elemente der tschechoslowakischen Gründungsideologie. Wer hier etwas über die Zwischenkriegstschechoslowakei lernen möchte, sollte sich im Klaren sein, dass dies nicht ohne eine eingehende Quellenkritik geschehen kann. Wenn man sich die Minderheitenproblematik unter dem Mikroskop immer weiter vergrößert, erliegt man nämlich sehr schnell der Gefahr, darunter die Tschechoslowakei nicht mehr zu sehen. Dieses Phänomen lässt sich bei der Lektüre der editierten Quellen bestens nachvollziehen.

Regensburg

Natali Stegmann

K. Erik Franzen: Der vierte Stamm Bayerns. Die Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen 1954-1974. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 120.) Oldenbourg. München 2010. 520 S. ISBN 978-3-486-59150-7. (€ 59,80.)

Das vorliegende Buch stellt eine der umfangreichsten und gründlichsten Arbeiten dar, die der Geschichte der Sudetendeutschen in der Nachkriegszeit gewidmet sind. Es zielt auf eine spezifische Problematik ab: auf die Beziehungen zwischen der Regierung des Bundeslands Bayern und den Repräsentanten der Sudetendeutschen, hier vor allem der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Es ist nicht der einzige Fall, in dem die Regierung eines Bundeslands ein Patronat übernommen oder eine bestimmte Form von Partnerschaft mit einer Gruppe von Flüchtlingen geschlossen hat. Das Verhältnis zwischen der bayerischen Regierung und den Sudetendeutschen war jedoch in vielem einzigartig – worin, das deuten die zwei Schlüsselbegriffe im Titel an. Vor allem geht es um eine „Schirmherrschaft“, wie die offizielle Bezeichnung der institutionellen Beziehung zwischen Bayern und den Sudetendeutschen lautet. Die Sonderstellung der Sudetendeutschen wird auch durch die Tatsache hervorgehoben, dass sie als „der vierte Stamm Bayerns“ (d.h. neben den drei traditionellen Stämmen: den Bayern, Franken und Schwaben) angenommen wurden.

Wenngleich der Untertitel den Stoff zeitlich auf die zwanzig Jahre zwischen 1954 und 1974 begrenzt, holt das Buch deutlich weiter aus. Zur Einführung in die Problematik erachtet es K. Erik Franzen als unerlässlich, tiefer in die Vergangenheit zurückzugehen und sich die Abfolge der Ereignisse zu verdeutlichen, die zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei geführt haben. Das erste Kapitel (von insgesamt sieben) beschäftigt sich also mit den entscheidenden historischen Momenten, beginnend mit dem Münchner Abkommen und endend mit den Beneš-Dekreten. Es ist zuträglich, dass der Autor keine Kausalität, keine Ursachen und Folgen postuliert und nicht über Schuldfragen nachdenkt, sondern eine sachliche Rekapitulation der Ereignisse vorlegt. Ähnliches gilt für die beiden folgenden Kapitel, in denen sich F. mit den ersten Jahren der Anwesenheit der Vertriebenen in Bayern beschäftigt und den Problemen nachgeht, die sich bei ihrer Integration in die westdeutsche Gesellschaft ergaben. Diese zwei Kapitel sind nur teilweise bilanzierend, sie enthalten auch eine Reihe von Fakten, Behauptungen und Statistiken. Der Autor lehnt zum Beispiel einige traditionelle Thesen darüber ab, dass es gerade die Sudetendeutschen gewesen seien, die im bis dahin vorwiegend agrarischen Bayern die Industrialisierung vorangetrieben hätten, weil sie ihre Erfahrung aus dem

industriell entwickelten Grenzgebiet Böhmens und Mährens mitgebracht hätten. Dabei konstatiert er, dass die soziale Integration der Vertriebenen, die im Grunde genommen zu Beginn der 1950er Jahre beendet war, schneller verlaufen sei als die mentale Integration.

Vom dritten Abschnitt an erweitert sich die Perspektive des Autors, der nun auch die Entwicklung der bayerischen Politik verfolgt. Er interessiert sich für die Haltung der ersten Ministerpräsidenten nach dem Krieg sowie ihrer Regierungen zu den Vertriebenen und weist gleichzeitig darauf hin, wie das Thema „Vertriebene“ im Verlauf der 1950er Jahre politisiert wurde. Der Autor erfasst auch zwei wichtige Änderungen im Diskurs – aus den sudetendeutschen „Flüchtlings“ wurden „Heimatvertriebene“ und in der öffentlichen Debatte etablierte sich bei den Sudetendeutschen das einheitliche Geschichtsbild des Opfers.

Dem Untertitel nach zu urteilen, kommt F. erst ab dem vierten Kapitel auf den eigentlichen Inhalt zu sprechen, aber er knüpft hier fließend an die vorangegangenen Teile an. Es interessieren ihn vor allem die politischen Ereignisse und die Entwicklung in den Beziehungen zwischen der bayerischen Regierung und den Repräsentanten der Sudetendeutschen. Die einzelnen Kapitel sind nützlich für die Periodisierung des Stoffs; Zäsuren in den Beziehungen stellen die Jahre 1954 und 1962 dar. 1954 deklarierte die Landesregierung (auf dem Sudetendeutschen Tag), dass sie die Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen übernehmen werde. F. setzt sich zum Ziel zu erfassen, über welche konkreten Inhalte diese Schirmherrschaft definiert war. Das erste offiziell die Schirmherrschaft betreffende Dokument wurde erst 1962 ausgearbeitet. Der Vf. zeichnet nach, wie es der Sudetendeutschen Landsmannschaft gelang, ihre Ziele allmählich zu erreichen: Die bayerische Regierung akzeptierte die Landsmannschaft als Repräsentanten der Sudetendeutschen und unterstützte ihre Aktivitäten finanziell. F. belegt dabei sorgfältig die wachsende Höhe dieser Unterstützung mit konkreten Zahlen.

Aus F.s Buch geht hervor, dass es der Sudetendeutschen Landsmannschaft in erster Linie um die Unterstützung ihrer außenpolitischen Ziele ging. Dieser Aspekt zieht sich durch das ganze Buch, explizit ist ihm aber das letzte Kapitel gewidmet. Es zeigt die Ambivalenz der Standpunkte der bayerischen Regierung, die die Außenpolitik des Bundes akzeptierte, wonach auf Gebietsansprüche gegenüber der Tschechoslowakei verzichtet wurde, aber gleichzeitig das grundlegende sudetendeutsche Postulat – das Heimat- und Selbstbestimmungsrecht – unterstützte. Bonns geänderte Außenpolitik seit 1969 lehnte die Sudetendeutsche Landsmannschaft ab und die Konfrontation mit der Ostpolitik der neuen Bundesregierung stellte seit dem Beginn der 1970er Jahre eines der zentralen Themen der bayerischen Politik dar.

F. verfolgt hauptsächlich die politischen Ereignisse, die Grundlage seines Buchs bilden. Fakten aus der politischen Geschichte: die Abfolge von Verhandlungen, Erklärungen und Deklarationen, die durch Zitate aus zeitgenössischen Quellen belegt werden. Die Aufzählung politischer Ereignisse wird durch Exkurse ergänzt, die verschiedene Aspekte der behandelten Problematik erhellen, wie zum Beispiel eine wertvolle Interpretation der Genese der kollektiven sudetendeutschen Identität. Das Verzeichnis von Quellen und Literatur, auf die sich der Autor stützt, ist beachtlich. Der Band ist zudem um kurze biografische Porträts der Hauptakteure ergänzt. Was einige Leser wohl vermissen werden, ist ein zusammenfassendes Schlusswort; der letzte Teil des Schlusskapitels erfüllt diese Funktion nur bedingt. Die Orientierung in der Flut von Fakten und Material wird durch eine Gliederung in Unterkapitel ein wenig erleichtert, die oftmals publizistisch formulierte Titel haben, wie zum Beispiel „Die Erben Robin Hoods?“ oder „Sozialdemokratie und Flüchtlingsklientel: eine ehrliche Liebe?“. Jedenfalls bestätigt Franzens Buch das erneuerte Interesse an der Vertriebenen-Problematik in Deutschland, das seit dem Beginn des 21. Jh.s anhält, und leistet dazu einen außerordentlich qualitätvollen Beitrag.

Brno

Milan Řepa

Tschechien und Österreich nach dem Ende des Kalten Krieges. Auf getrennten Wegen ins neue Europa. Hrsg. von Gernot Heiss, Kateřina Králová, Jiří Pešek und Oliver Rathkolb. Kaiserová – Albis International. Ústí nad Labem 2009. 503 S. ISBN 978-80-8697191-9.

Der Wert dieser Publikation besteht vor allem in der Detailanalyse konkreter Prozesse und Akteure auf der politischen Szene im Zusammenhang mit der Außenpolitik und Integration in die Europäische Union (EU) und NATO. Die Initiative der österreichischen und tschechischen Autoren, sich mit dieser komplizierten Aufgabe der Zeitgeschichte zu befassen, ist unbedingt zu begrüßen. Der Band besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist Österreich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs gewidmet, der zweite Teil befasst sich mit der Entwicklung in der Tschechischen Republik (ČR) nach 1989.

In der Einleitung des österreichischen Teiles befasst sich Gernot Heiss mit der gesellschaftlichen Entwicklung in Österreich nach 1989. Es geht ihm dabei um Fragen der politischen Macht sowie der internationalen Beziehungen. Er äußert sich auch zu der stets aktuellen Frage nach der mit der österreichischen Identität eng verbundenen, österreichischen Neutralität. In seinem Beitrag „Die politische Entwicklung Österreichs seit 1989: Veränderungen im Wahlverhalten und in den Einstellungen der Österreicherinnen und Österreicher“ analysiert Oliver Rathkolb die Überreste totalitärer Tendenzen in der österreichischen Gesellschaft sowie die Einstellungen zur nazistischen Vergangenheit und zu Immigranten. Verhältnismäßig viel Raum widmet er Erwägungen zum Charakter der österreichischen Identität. Hierbei konstatiert er einen ambivalenten Einfluss von Faktoren wie Globalisierung und europäische Integration, befasst sich aber nicht ausreichend mit der Sicherheitsproblematik – der potenziellen Mitgliedschaft Österreichs in der NATO und den daraus eventuell erwachsenden Auswirkungen auf die österreichische Identität. Michael Gehler beschäftigt sich mit Österreich als Mitglied der Europäischen Union und bilanziert, welche Einflüsse die Mitgliedschaft auf das politische und ökonomische System genommen hat. Detailliert analysiert er die Parteien in Österreich hinsichtlich der Innenpolitik ihrer Einstellung sowie gegenüber den EU-Institutionen. Der theoretische Beitrag von Anton Pelinka konzentriert sich auf Begriffe und Konzepte, die mit dem Prozess der EU-Erweiterung sowie mit der Reflexion dieses Prozesses in der österreichischen Gesellschaft verbunden sind. Besonders interessant ist hierbei seine konsequente Anwendung der Begriffe auf den mitteleuropäischen Kontext.

Im Kapitel „Politische Parteien, Wandel, Erosionen“ untersucht Sieglinde Rosenberger die Parteien und ihre Wahlprogramme nach 1989 und ihre Politik im Kontext der Integration in die EU sowie der Außenpolitik. Die „Entwicklungen in der österreichischen Wirtschaft seit 1989“ analysiert Andreas Komlosy vor dem Hintergrund der Beendigung des Kalten Krieges, des Zerfalls der Sowjetunion und des Transformationsprozesses der ehemaligen sozialistischen Staaten in Mitteleuropa. Der Soziologe Emmerich Talos befasst sich im Kapitel „Soziale und sozialpolitische Veränderungen in den letzten 20 Jahren“ mit der Entwicklung der Beschäftigungspolitik und der Arbeitslosigkeit in der Beziehung zur Gender- und Migrationsproblematik.

Der Entwicklung in der Kultur und in der intellektuellen Geschichte sind drei Kapitel gewidmet. Interessante Themen und unorthodoxe Standpunkte bieten die Beiträge von Wendelin Schmidt-Dengler („Die Not der österreichischen Autoren mit der Geschichte“) und Sigrid Loeffler zu Theater- und Filmkunst in Österreich. Hans Pechar beschreibt das österreichische Bildungssystem nach 1945 und analysiert den mit der Transformation des Schulwesens in den 1990er Jahren verbundenen Diskurs. Mit aktuellen Fragen der Migration befasst sich Patrick Wolf. Allgemeine Informationen über die österreichischen Beziehungen zu seinen Nachbarn vermittelt die Studie von Otmar Höll.

Den Tschechien gewidmeten Teil der Publikation eröffnet der Beitrag des Historikers Oldřich Tůma „Der Fall des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei“, in dem er diesen Prozess mit der Entwicklung in den Jahren 1960-1969 vergleicht. Besondere Beachtung findet dabei die Kontinuität der Machteliten in der Regierung und in der Oppo-

sition. Tůma konzentriert sich darauf, die Hauptfaktoren der Degradation politischer Regime in einen Bezug zur Entwicklung der Zivilgesellschaft zu stellen. Die Teilung der Tschechoslowakei behandelt Miroslav Kunštát im Spiegel der Programme der politischen Parteien und Bewegungen. In seinem Beitrag „Die Innenpolitische Entwicklung in der Tschechischen Republik seit 1992“ konstatiert Jan Ryjáček, die ČR habe in jenen Jahren mehrere Krisen durchgemacht; der geringe Zeitabstand erschwert jedoch eine systematische wissenschaftliche Reflexion der Geschehnisse. Im Kapitel „Mitteleuropa in der Außenpolitik der Tschechischen Republik“ analysieren Vladimír Handl und Kunštát in historischer Perspektive den Stellenwert der tschechischen Diplomatie im Kontext der bilateralen und multilateralen Beziehungen im 20. Jh. In einem weiteren Beitrag analysiert Handl, wie der Beitritt der ČR in die euroatlantischen Strukturen sich auf die Form und den Inhalt der tschechischen Außenpolitik ausgewirkt hat. Bei ihrer Untersuchung von Rassismus und Xenophobie in Tschechien nach 1989 stellt Kateřina Králová fest, dass in der ČR ähnliche rassistische Tendenzen zum Vorschein kämen wie in den multikulturellen Staaten Westeuropas. In der tschechischen Bevölkerung gebe es Stereotype gegenüber den Roma und asiatischen und afrikanischen Migranten. Ähnlich wie Komlosy für den österreichischen Fall befasst sich Peter Mlsna mit der wirtschaftlichen Entwicklung in der Tschechoslowakei nach 1989. Jiří Pešek ist mit zwei Beiträgen vertreten: Der eine betrifft die Entwicklungstrends in der tschechischen Gesellschaft, der andere die Probleme im Schulwesen und in der Wissenschaft. Mit der Medienpolitik und ihrem Einfluss auf die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft befassen sich Barbara Köppl und Jan Jirák. Interessante und komparative Perspektiven eröffnet der Beitrag „Das Bild der Anderen. Die Tschechische Geschichte aus der österreichischen Sicht und die österreichische Geschichte in der tschechischen Geschichtswissenschaft“ von Ota Konrád, der feststellt, dass ein ungenügendes gegenseitiges Interesse an der Geschichte und politischen Entwicklung bestehe, was auch die nur wenigen einschlägigen Publikationen bezeugten. Anita Pelánová befasst sich schließlich mit der Kultur während der Transformation und mit dem langsamen Übergang von der so genannten Politischen Kultur zur Kultur des freien Marktes.

Als ein Ganzes stellt die Publikation eine wertvolle Quelle von Kenntnissen und Informationen über die politische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung in Österreich und in der ČR in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s bzw. seit 1989 dar. Andererseits fehlt ihr ein einführendes bzw. resümierendes Kapitel, das die Gesellschaftstrends, Entwicklungstendenzen und Meilensteine in der Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung in den beiden Staaten vergleichen würde. Die detailliert erarbeiteten Fallstudien, in denen diese Entwicklung sondiert wird, hätten es ohne Zweifel verdient.

Bratislava

Zuzana Poláčková

Anzeigen

Insiders and Outsiders. Dilemmas of East European Jewry. Hrsg. von Richard I. Cohen, Jonathan Frankel und Stefani Hoffman. *The Littman Library of Jewish Civilization.* Oxford – Portland 2010. XI, 248 S., Abb. ISBN 978-1-906764-00-5. (\$ 29,95.) – Der anzuzeigende Band, der die recht unterschiedlichen Ergebnisse einer 2006 in Jerusalem abgehaltenen interdisziplinären Tagung zu Ehren des bedeutenden Werkes Ezra Mendelsohns zusammenfasst, greift im Wesentlichen zwei Aspekte auf: zum einen die durchaus heterogene, sich differenzierende Entwicklung des osteuropäischen Judentums nach innen, zum anderen die letztlich fehlgeschlagenen Integrationsversuche in die Umgebungsgesellschaft insbesondere seit dem 19. Jh. Steven E. Aschheim fokussiert in der Einleitung die Leitfragen: Ausgehend von der in der Soziologie gängigen Definition von „Außenseitern“ als denjenigen Individuen und Gruppen, die von den normativen Regeln abweichen, die die sozialen und kulturellen Systeme beherrschen, lenkt er den Blick auf den konzeptionellen Rahmen des Bandes, in dem es darum geht, Außenseiter in der jüdischen Wahrnehmung und nicht zuletzt Juden als „Außenseiter“ aus Sicht der Umgebungsgesellschaften zu diskutieren. In den dreizehn folgenden Beiträgen werden recht unterschiedliche und daher in diesem Rahmen nur schwer zusammenzufassende Facetten dieses Themas vor der Folie der sozialen, kulturellen und politischen – d.h. der lokalen, kommunalen und nationalen – Zusammenhänge diskutiert. In der fünf Beiträge umfassenden Sektion „Insider/Outsider: Cultural Conundrum“ sind im Anschluss an den grundsätzlich das „Projekt der jüdischen Kultur und seine Grenzen“ diskutierenden Artikel Richard I. Cohens literaturwissenschaftliche, an dieser Stelle nicht detailliert vorzustellende Beiträge zusammengefasst, die einerseits Werke jüdischer Autoren behandeln, andererseits ihr Verhältnis zur Umgebungsgesellschaft insgesamt diskutieren. Die historisch angelegten Beiträge der zweiten Sektion von Hillel J. Kieval zu den Herausforderungen des multiethnischen tschechoslowakischen Staates für die Juden, von Rachel Manekin zur Assimilationsdebatte in Lemberg im 19. Jh. und von Joanna B. Michlic zur Kultur des Ethnonationalismus und der jüdischen Identität im Polen der Zwischenkriegszeit behandeln Fragen von Akkulturation, Assimilation und Identität. Die drei Beiträge der dritten Sektion beschäftigen sich hingegen mit Fragen von Inklusion und Exklusion in Gesellschaft und Politik, indem Scott Ury das Verhältnis von Stadtgesellschaft, Massenkultur und Partizipationspolitik an der Wende zum 20. Jh. diskutiert, Jonathan Frankel die Haltung Aleksandr Solženicyns zur Frage der „nationalen Schuld“ aufgreift und die Literaturwissenschaftlerin Ruth R. Wisse den jüdischen Informanten als Erpresser und Idealist zugleich analysiert. Am Beispiel von Czernowitz als „jüdischem El Dorado“ und von Vilnius greifen die beiden Beiträge der letzten Sektion identitätsstiftende Narrative der Zugehörigkeit auf. Die insgesamt sehr anregend zu lesenden Artikel werfen aufgrund ihrer vielfältigen Facetten zahlreiche weiterführende Fragen auf, die hoffentlich zu detaillierteren und umfassenderen Studien dieser durchaus sehr provokanten, aber gerade daher sehr ertragreichen Themenstellung anregen werden.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Herbert Liedtke: Die Landschaften Ostpreußens. Namen und Abgrenzungen naturgeographischer und historischer Landschaften in Ostpreußen und angrenzenden Gebieten. (Daten, Fakten, Literatur zur Geographie Europas, 10.) Leibniz-Institut für Länderkunde. Leipzig 2011. 88 S., 42 Abb., 5 Tab. und Karten, 1 Faltkarte. ISBN 978-3-86082-074-2. (€ 12,-) – Der emeritierte Bochumer Geografieprofessor Herbert Liedtke legt hier ein interessantes interdisziplinäres Werk aus Geschichte und Geografie vor. Er beschreibt die Landschaften Ostpreußens in lexikalischer Form. L.s Familie stammt aus Ostpreußen, und der 1928 in Berlin geborene Vf. pflegt enge Kontakte in die Heimat seiner Eltern, wodurch ein breites Wissen um historische wie auch gegenwärtige Landschaftsbezeichnungen entstanden ist. Die angrenzenden Gebiete hat L. in diesem Zusammenhang ebenfalls erfasst, da sich die Grenzen Ostpreußens im Verlauf seiner Geschichte vielfach verändert haben, wie er in einem Kapitel erläutert. Der Autor führt mit einem historischen Abriss in die Geschichte des in Ostpreußen tätigen Deutschen Ordens ein und beschreibt die naturräumliche Gliederung des Landes bis hin zu den kleinräumlichen Kul-

turlandschaften. Das Arbeiten mit diesem Heft ist aufgrund seiner Struktur und Gliederung sehr gut möglich, es ist mit Nutzungshinweisen, Übersichten und weiteren Erläuterungen versehen. Ab S. 29 erfolgt in lexikalischer Abfolge die Auflistung der Landschaftsbezeichnungen, wobei die fremdsprachliche Benennung in Russisch oder Polnisch besonders hilfreich ist. Zahlreiche Fotos illustrieren auch dem Nicht-Geografen das Landschaftsbild, sodass diese Arbeit für jeden Forscher in dieser Region zum Standardwerk werden wird. Die Arbeit L.s reicht bis weit nach Westpreußen hinein. Es wäre höchst wünschenswert, wenn weitere historische Großräume in dieser prägnanten und übersichtlichen Form dargestellt würden.

Dortmund

Martin Sprungala

Eine neue Gesellschaft in einer alten Stadt. Erinnerung und Geschichtspolitik in Lemberg anhand der Oral History / Nove suspil'stvo v davn'omy misti. Hrsg. von Lutz Henke, Grzegorz Rossolinski und Philipp Ther. Atut. Wroclaw 2007. 314 S., Beitr. teilw. dt., teilw. ukrain. ISBN 978-83-7432-265-2. – Die Geschichte der westukrainischen Stadt Lemberg (L'viv) wurde nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion insgesamt zu einem beliebten Forschungsgegenstand. Seit Beginn der 1990er Jahre veränderte sich in den osteuropäischen Städten insgesamt und in Lemberg im Besonderen der Umgang mit der eigenen Geschichte, zumal seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Erinnerungen an Ereignisse wie die Deportation der Juden während der Shoah, aber auch an die Umsiedlung der Polen nach 1945 Konflikte hervorriefen. Nun wurde Multiethnizität anders wahrgenommen. Dass verschiedene Interpretationen der Zeitgeschichte akzeptiert wurden und sich die einzelnen Historiografien anderen Ansätzen öffneten, war lange Zeit nicht selbstverständlich gewesen. Der vorliegende Band greift den Befund auf, dass die Geschichts- und Erinnerungspolitik seit der politischen Wende bislang nur ansatzweise thematisiert worden ist. Neben drei einleitenden, die Geschichte Lembergs und die Oral History methodisch problematisierenden Beiträgen, die sowohl in Deutsch als auch in Ukrainisch abgedruckt werden, behandeln acht, von fortgeschrittenen Studierenden im Rahmen eines Oral History-Seminars der Viadrina in Frankfurt (Oder) meist als Gemeinschaftsarbeit verfasste Beiträge zentrale Fragen der Lemberger Geschichts- und Erinnerungspolitik der postsowjetischen Zeit wie beispielsweise zur städtischen Geschichtspolitik, den Galizien-Diskurs, den Neubeginn des jüdischen Lebens nach der Shoah sowie das Verhältnis zur russischen bzw. russischsprachigen und zur polnischen Minderheit nach 1945. Sie basieren dabei im Wesentlichen auf Interviews mit punktuell, meist nicht repräsentativ ausgewählten Partnern, erlauben es aber, als Momentaufnahme eines laufenden Prozesses neue Perspektiven auf die Stadtgeschichte bzw. den Umgang mit der Erinnerungs- und Geschichtspolitik der Stadt einzunehmen. Zu hoffen bleibt, dass diese sehr anregenden Beiträge weitere Impulse für vertiefende und auf weiteren Quellen basierende Forschungen zu den angerissenen Fragen geben.

Marburg

Heidi Hein-Kircher